

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Mit der Zeit gehen

Ein Vierteljahrhundert nach dem neuen
Jugendhilfegesetz haben sich nicht
nur die Wohnformen verändert

Inhalt

Stiftung

- 4 **Kreuz & Quer**
- 6 »Die Graf Recke Stiftung ist eine imposante Einrichtung«
Präses Dr. Wolfgang Nockelmann im Interview
- 8 **Unsere Förderer: engagiert für erfolgreiche Projekte**
Förderer und Spender der Arbeit der Graf Recke Stiftung
- 38 **Diakonisches Profil im Wandel der Zeit**
Ein Beitrag von Pfarrer Falk Schöller
- 43 »Äh, guck mal die da«
Vor 20 Jahren: Eine Haltestelle wird umbenannt

Erziehung & Bildung

- 9 **Die naive Frage**
Warum keine »große Lösung« für die Jugendhilfe?
- 10 **Vom hohen Ross in die Lebenswelt**
Ein neues Gesetz und seine Folgen
- 14 **Vom Heim ins Haus**
Erinnerungen ans Mädchenheim Ratingen
- 16 **5 Tage – seit 20 Jahren**
Ein Konzept hat sich bewährt
- 20 »Nur redenden Menschen kann geholfen werden«
Stefanie Neupert fühlt sich nicht nur als Mutter gestärkt
- 22 **Eltern in der Heimerziehung – mehr als Zaungäste?**
Ja, findet Dr. Remi Stork von der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe
- 23 **Förderschulen gehören als Experten mit an den Tisch**
Die Umstände verändern sich, die Förderschulen bleiben wichtig
- 24 »Von 0 auf 500 in acht Jahren«
Die rasante Entwicklung des Familien unterstützenden Dienstes

Wohnen & Pflege

- 26 **Konzepte fürs Leben**
Drei Jahrzehnte in einer Person
- 29 **Mobil werden – mobil bleiben**
Ein Rollatorpark in Neumünster – weltweit der erste?
- 30 **Von der Verwahrnastalt zur Hausgemeinschaft**
Ideen und Perspektiven für Lebensqualität im Alter
- 32 **Was mir wirklich wichtig ist...!**
Heide Ribisel, seit bald 20 Jahren ehrenamtliche Mitarbeiterin
- 34 **Pfleger als Manager...**
...aber die Menschlichkeit darf nicht zu kurz kommen!

Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

- 35 **Seitenblick**
Kollege mit perfektionistischer Ader
- 36 **Freiwillig engagiert...**
... am Anfang oder am Ende des Berufslebens

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Alle Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung finden Sie auf unserer Homepage:

 www.graf-recke-stiftung.de
 www.facebook.com/GrafReckeStiftung
 www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 2/2016

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Unternehmenskommunikation
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker

Konzeption & Layout
Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Dirk Bannert, Dr. Roelf Bleeker, Philipp Buron, Achim Graf, Graf Recke Stiftung, Haus Berlin gGmbH, Petra Welzel, privat, Archiv, Patricia Hofmeester/Shutterstock, Mathieu Nicolet/Unsplash, Glen Noble/Unsplash

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 2.500 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.



Die Graf Recke Stiftung ist Mitglied des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V.



Pfarrer Falk Schöller
Theologischer Vorstand

Petra Skodzig
Finanzvorstand

Mit der Zeit gehen?

Liebe Leserinnen und Leser,

»nur tote Fische schwimmen mit dem Strom« – das ist ein starker Satz, eine Ermutigung, den eigenen Weg zu gehen. Doch geht das? Es gilt doch auch: »Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit.« Für uns als Graf Recke Stiftung ist das eine große Herausforderung: Wir müssen auch mit der Zeit gehen, mit dem Strom schwimmen, gesetzlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen folgen – und zugleich unseren eigenen Überzeugungen folgen, unsere Lebendigkeit gerade darin bewahren, dass wir uns für die uns anvertrauten Menschen und den uns aufgegebenen Auftrag einsetzen.

In dieser Ausgabe der *recke:in* geht es darum, wie wir in unseren Geschäftsbereichen den Herausforderungen der sich wandelnden Anforderungen von Gesetzen und Gesellschaft gerecht werden. Wir können in den Geschichten und Interviews den Pulsschlag des Wandels der sozialen Arbeit spüren, unsere Konzepte verändern sich mit den gesetzlichen und gesellschaftlichen Anforderungen. Der Familien unterstützende Dienst ist als sichtbarer Ausdruck der Inklusion eine wichtige Säule neben unseren stationären und teilstationären Angeboten in der Jugendhilfe geworden. Aber auch dort sind unsere Angebote

vielfältiger und niederschwelliger geworden, nicht erst, aber spätestens verstärkt mit dem neuen Jugendhilfegesetz Anfang der 1990er Jahre. Wir gehen mit der Zeit. Und zeitgleich sind und bleiben wir als Graf Recke Stiftung Menschen mit besonderen Unterstützungsbedarfen verbunden: Wir stehen für ambulant und stationär, wir haben auch geschlossene Angebote, wir bieten besondere Schutzräume, wir sind inklusiv und exklusiv zugleich. Man kann nicht nur gegen den Strom schwimmen, aber: »Man muss frei und mutig in allen Dingen sein.«

Wir freuen uns, wenn Sie die Freiheit, den Mut und die Lebendigkeit in unserer Arbeit durch die Texte und Bilder unserer *recke:in* aufnehmen und spüren.

Ein unterhaltsames Lesevergnügen wünschen Ihnen

Falk Schöller
Petra Skodzig



Die tansanischen Gäste mit Gemeindemitgliedern und Birgit Kleekamp (zweite von rechts).

Die Hildener und die Warringtoner Stadtspitzen bei der Graf Recke Stiftung.



Von Bwagora bis Warrington

Internationale Gäste besuchten in den letzten Wochen die Graf Recke Stiftung.

Ende April war der Bürgermeister des britischen Warrington zu Besuch in der Partnerstadt Hilden. Eine seiner Stationen war auch das Gelände der Graf Recke Stiftung in Hilden. Ein besonderes Interesse des Besuchers galt aufgrund einer entsprechenden Einrichtung in seiner Heimatstadt dem Thema Autismus. Beim Gang über das Gelände und Besuch der Gruppen Doki und Kido erläuterten die Mitarbeitenden dem Gast alles Wissenswerte über die Bewohnerstruktur, die Arbeit in der Gruppe und den Einsatz von tiergestützter Arbeit auf der Reitkoppel. Die Kinder freuten sich derweil, ihre eigenen Englischkenntnisse auszuprobieren. Weitere Stationen waren die Wohngruppe Haus 5b aus dem Fachbereich »Hilfen für Kinder, Jugendliche und Heranwachsende mit Behinderung«. Ebenfalls mit dabei war Hildens Stadtchefin Birgit Alkenings samt einiger Ratsvertreter. Die Bürgermeisterin machte dabei durch ihre begeisterte Schilderung der inklusiven Karnevalsparty der

Graf Recke Stiftung und der Stadt noch einmal Werbung für die inklusive Zusammenarbeit in Hilden.

Suaheli im Walter-Kobold-Haus

Im Mai waren vier Mitglieder aus Tansania zu Gast im Walter-Kobold-Haus in Wittlaer. Sie sind Mitglieder der Partnergemeinde der Ev. Kirchengemeinde Essen-Kettwig und waren auf Gegenbesuch in Deutschland. Birgit Kleekamp, Presbyterin in Kettwig und Leiterin des Walter-Kobold-Hauses, hatte Pfarrer Constantine Athanasio Mugiz und seine Begleiter aus Bwagora ins Pflegezentrum eingeladen. Nach einem allgemeinen Überblick durch Geschäftsbereichsleiter Joachim Köhn führte Birgit Kleekamp die Gäste durch die stationäre Einrichtung, das Service-Wohnen und den großzügigen Garten des Hauses. Die Gastgeber sprachen englisch, Pfarrer Mugiz übersetzte für seine Begleiter in Suaheli. //



Die Stadt Düsseldorf hat dem Familien unterstützenden Dienst (FuD) Nord im Zuge der Ausschreibung für Schulbegleitungen die so genannten Lose 1 und 3 zugewiesen. Damit betreut der FuD zum neuen Schuljahr 210 zusätzliche Klienten.

Der FuD Nord und Süd mit Sitz in Hilden und in Köln betreut zurzeit rund 500 Kinder und Jugendliche in Schulen, Kindertageseinrichtungen, Familien und in ihrer Freizeit in Düsseldorf, Köln und dem Kreis Mettmann. Bei den nun im FuD Nord hinzukommenden Schülern handelt es sich um Kinder und Jugendliche mit unterschiedlich ausgeprägter geistiger Behinderung, die auf besondere Unterstützung im Schulalltag, teilweise auch aufgrund herausfordernden Verhaltens, angewiesen sind sowie um Kinder und Jugendliche mit körperlicher beziehungsweise multipler Behinderung.

Der Familien unterstützende Dienst sucht für die anstehenden Aufgaben weiterhin Personal, gern auch im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ). Weitere Infos dazu gibt es unter

 www.graf-recke-stiftung.de/fsj

Inklusionshelfer und FSJler gesucht

»Die Umsetzungsfrist ist knapp bemessen«, erklärt der Leiter des FuD, Jonny Hoffmann. Die Sommerferien beginnen am 11. Juli, das neue Schuljahr zum 1. August. »Spätestens zum Feriende am 24. August nehmen die Schulbegleiterinnen und Schulbegleiter ihre Tätigkeit auf. Bis dahin sind viele neue personelle und organisatorische Entscheidungen zu treffen und Gespräche mit allen Beteiligten zu führen.« //

Soziale Arbeit nicht zwangsläufig weiblich

Vier junge Männer begleiteten den Sozialtherapeutischen Dienst in der Pflegeeinrichtung Walter-Kobold-Haus, besuchten den freizeitpädagogischen Bereich der Jugendhilfe und erhielten Informationen aus dem Bereich *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik*. Sehr gut angenommen wurden auch das anschließende gemeinsame Pizaessen und vor allem das Klettern im Hochseilgarten auf der Kastanienwiese. »Wir möchten mit unserer Teilnahme am Boys' Day deutlich machen, dass die soziale Arbeit nicht zwangsläufig weiblich ist, auch wenn Frauen hier in der Mehrheit sind«, sagt Finanzvorstand Petra Skodzig. In der Graf Recke Stiftung sind knapp 500 von etwa 1.700 Mitarbeitenden männlich. //



Beim Boys' Day zeigten Experten aus den drei großen Geschäftsbereichen der Stiftung vier jungen Schülern einen Tag lang die berufliche Vielfalt in einem sozialen Unternehmen.

Dr. Wolfgang Nockelmann (rechts) mit dem Vorstand der Graf Recke Stiftung, Petra Skodzig und Pfarrer Falk Schöller.



»Die Graf Recke Stiftung ist eine imposante Einrichtung«

Dr. Wolfgang Nockelmann ist seit Anfang des Jahres Präses der Graf Recke Stiftung. Schon seit vier Jahren ist er Mitglied des Aufsichtsrates und des Kuratoriums. Im Gespräch mit Dr. Roelf Bleeker, Leiter der Unternehmenskommunikation, berichtet der neue Präses, wie er zu seinem Amt kam, was ihn dabei antreibt und welchen besonderen Geist er in der Graf Recke Stiftung entdeckt hat.

Als der damalige Präses Dr. Reinhard v. Dalwigk seinen langjährigen guten Bekannten Dr. Wolfgang Nockelmann ansprach, ob er nicht eine Aufgabe in der Graf Recke Stiftung übernehmen wolle, da kannte der Angesprochene die Stiftung »nur dem Namen nach«. Überlegen musste er dennoch nicht lange.

»Ich kenne Herrn Dr. v. Dalwigk seit 15 Jahren sehr gut. Er wusste, dass ich in der evangelischen Kirche engagiert bin. Er musste mich gar nicht lange überreden: Dieses große Aufgabenfeld und die Vielfältigkeit, aber auch die dahinterstehende Historie machen die Arbeit hier so interessant. Die Graf Recke Stiftung ist eine imposante Einrichtung, ihr Gründungsgedanke attraktiv. Ich hatte gleich das Gefühl, es nicht nur mit einer Körperschaft oder einer Organisation

zu tun zu haben, sondern dass da ein Wesen dahinter steht.«

Und so trat der Fachanwalt für internationales Wirtschaftsrecht vor vier Jahren ins Kuratorium und den Aufsichtsrat der Graf Recke Stiftung ein. In seiner ersten Sitzung hatte er durchaus auch Momente der Sorge. In den vier Jahren hat er die Stiftung dann näher kennengelernt und die Veränderungen, die sie durchlief, miterlebt. Sein Blick auf die Stiftung hat sich zwangsläufig verändert.

»Meine Erwartungshaltung vom Anfang mit heute zu vergleichen, halte ich für nicht sachgerecht. Für meinen heutigen Blick auf die Stiftung muss ich als Vergleichsmaßstab die ersten Aufsichtsratssitzungen nehmen. Damals habe ich gedacht: Mein Gott, wir haben eine Menge von Problemen zu bewältigen! Ich habe damals viele Vorgeschichten

wahrgenommen, Dinge, die nicht liefen, wie sie laufen sollten und Altlasten. Aber ich habe auch sehr schnell verstanden, dass es schon vorher ungeheuer viel aufzuräumen gab. Dr. v. Dalwigk hat mit hochgekrempelten Ärmeln unheimlich viel geleistet! Aber das war auch nur möglich, weil er bei der Auswahl des Vorstands ein sehr glückliches Händchen hatte. Es war eine Herkulesaufgabe, die Stiftung wieder auf vernünftigen Kurs zu bringen. Heute sehe ich viele meiner Erwartungen positiv bestätigt – die Art der Arbeit und des Miteinanders, die hohe Identifikation der Mitarbeitenden, das hat mich beeindruckt. Und tatsächlich verändert haben sich aus meiner Sicht die konkreten Projektaussichten und Maßnahmen – die stellen sich heute viel umfangreicher, positiver und auch realistischer dar als noch am Anfang. Vieles ist auf gutem Weg, sowohl die Projekte und Maßnahmen als aber auch die Zahlen, die sich kontinuierlich verbessert haben. Diese positive Entwicklung ist das Ergebnis harter Arbeit von Herrn Dr. v. Dalwigk und Finanzvorstand Frau Skodzig sowie von Herrn Lilie in seiner Zeit als Theologischer Vorstand. Und ich bin froh, dass mit Herrn Schöller nun ein Nachfolger im Theologischen Vorstand gewonnen werden konnte, der mit seinen vielfältigen Kenntnissen und Begabungen den Kurs der Stiftung wesentlich mitgestalten wird.«

Die positive Entwicklung der Stiftung machte Dr. Wolfgang Nockelmann die Entscheidung leicht, als ihm das Amt des Präses der Graf Recke Stiftung angetragen wurde. Dr. Reinhard v. Dalwigk legte sein Amt auf eigenen Wunsch nieder, dem Juristen v. Dalwigk folgte der Jurist Nockelmann.

Dr. Wolfgang Nockelmann studierte nach der Ausbildung zum Diplom-Verwaltungswirt sowie mehrjähriger Tätigkeit bei der Postbank Rechtswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum mit dem Schwerpunkt: Internationales Wirtschaftsrecht. 1989 legte er seine Anwaltsprüfung in New York ab, anschließend erhielt er die Zulassung in Deutschland. 1993 promovierte er zum EU-Kartellverfahrensrecht. 1990 begann er seine Anwaltstätigkeit in Dortmund. In der ersten Kanzlei baute er das internationale Dezernat auf und wurde 1993 zum Partner ernannt. 2002 wechselte er zur heutigen Aderhold Rechtsanwalts-gesellschaft mbH. Jetzt gerade ist Nockelmann dort ausgestiegen, um mit langjährigen Kollegen die Nockelmann Rechtsanwälte Partnerschaft mbH zu gründen.

So weit die berufliche Vita des Juristen Nockelmann. Doch der 58-Jährige ist auch außerhalb seiner Kanzlei sehr engagiert – kirchlich und sozial.

»Ich bin im Schatten unserer Marktkirche St. Viktor in Schwerte aufgewachsen. Da gab es immer schon Berührungspunkte zur Gemeinde. Nach meiner Konfirmation war ich in der Jugendarbeit aktiv. Später, 1997, bin ich in der Gemeinde meines damaligen Wohnortes in Dortmund Presbyter geworden – bis ich 2009 zurück in meine Heimatstadt Schwerte gezogen bin. Das blieb dort nicht lange unbemerkt und ich bin gefragt worden, ob ich in meiner alten Heimatgemeinde nicht auch das Presbyteramt übernehmen wolle. Das war eine Art ›coming home‹ für mich. Kurz zuvor war aus sechs Gemeindebezirken eine Gesamtgemeinde gebildet worden. Die einzelnen Gemeinden hatten natürlich ihr Eigenleben. Es folgten fünf Jahre, die wirklich viele Veränderungen nötig hatten. Heute sind wir ordentlich aufgestellt. Wir haben eine neue Orgel, ein neues Gemeindezentrum im Herzen der Stadt und personell auch vieles verändert. Diese großen Veränderungsprozesse sind ein bisschen vergleichbar mit dem, was in der Graf Recke Stiftung – vor mir – geleistet wurde.«

Jahrelang war Dr. Wolfgang Nockelmann auch Vorstand bei »spendobel«, ein Dortmunder »Spendenparlament«. Auf Initiative der Evangelischen Kirche sitzen hier Personen des öffentlichen Lebens zusammen mit Vertretern aus evangelischen Kirchengemeinden, Diensten und Einrichtungen, um gemeinsam über die Vergabe von Spendengeldern zu entscheiden. Dr. Wolfgang Nockelmann ist Gründungsmitglied. Nach zehn Jahren legte er sein Vorstandsamt nieder, zeitgleich mit dem Eintritt ins Kuratorium der Graf Recke Stiftung. Mitglied im »spendobel-Parlament« ist er aber bis heute geblieben.

Sein Amt in der Graf Recke Stiftung übernimmt Dr. Wolfgang Nockelmann in der Überzeugung, dass eine diakonische Einrichtung etwas anderes sei als zum Beispiel ein städtisches Krankenhaus. Die Rückbindung an Kirche und Diakonie ist ihm wichtig, deshalb betrachtet er die generelle Entwicklung sozialer Unternehmen auch mit gemischten Gefühlen.

»Ich beobachte positiv eine Professionalisierung, die ich gleichzeitig als großes Risiko ansehe. Dass wir Arbeit in diakonischen Einrichtungen nicht mehr wie vor 40 Jahren machen können, ist das Ergebnis von Sach-

zwängen. Dabei beschleicht mich die Sorge, dass wir aufgrund dieser Sachzwänge zu einem wirtschaftlichen Denken gezwungen sind, das von den Grundgedanken immer mehr wekommt. Wir müssen uns deshalb immer wieder auf unseren Anspruch besinnen. Ich bin aber guter Dinge, dass wir uns das erhalten können – wenn auch nicht wie in der Vergangenheit. Wenn ich die Motivation der Mitarbeitenden sehe, dann ist das mehr als Jobdenken. Hier wird mitgedacht, mitgeplant, hier wird verantwortlich gehandelt, und ich erkenne in der Haltung der Mitarbeitenden auch ein Mehr an Zuwendung zu den Betreuten. Ich glaube, das ist ein Ausdruck eines Geistes – wir kennen das ja auch aus nicht-diakonischen Stiftungen, wenn der Gründungsgedanke des Stifters gegenwärtig bleibt. Ob wir diesen Geist haben, weil wir diakonisch sind, oder weil der Graf es damals so gewollt hat, kann ich nicht beurteilen. Aber der Graf handelte ja aus seinem tiefen Glauben – und letztlich ist es mir dann auch egal, woran es liegt, weil das Ergebnis stimmt!«

Dr. Wolfgang Nockelmann hat in seiner Zeit bei der Graf Recke Stiftung viele Gespräche geführt und von der Stiftung und ihren Mitarbeitenden ein sehr positives Bild. Am Ende des Gesprächs fasst er seine Botschaft an die Mitarbeitenden so zusammen:

»Ich würde mich freuen, wenn die Mitarbeitenden es schaffen, den Geist der Stiftung trotz aller Widrigkeiten, mit denen wir leben und in Zukunft vielleicht noch mehr leben müssen, zu erhalten, allen äußeren Zwängen zum Trotz. Denn er trägt die Stiftung und zeichnet sie auch gegenüber anderen Einrichtungen aus. Ich hatte gerade die Verdienste von Herrn Dr. v. Dalwigk und Frau Skodzig erwähnt – diese sind nur umsetzbar, wenn die Mitarbeitenden vor Ort mit den Jugendlichen, den behinderten und alten Menschen im täglichen Leben den Geist der Stiftung vermitteln.«

Ich freue mich auf die weitere Arbeit!« //



»Hier wird mitgedacht und mitgeplant.«
Dr. Wolfgang Nockelmann,
Präses der Graf Recke Stiftung



Ein Highlight des Bewegungsjahres der Kita war das große Fußballfest im Mai.

Unsere Förderer: engagiert für erfolgreiche Projekte



»Das Selbstbewusstsein von hörgeschädigten Jugendlichen zu stärken, ist ein wichtiges Ziel unserer Arbeit.«

Sabine Blitz, Fachbereichsleitung in der Graf Recke Stiftung

DGS – das steht für »Deutsche Gebärdensprache«. Der DGS-Treff im Hauptbahnhof Düsseldorf ist ein Begegnungsort zur Kommunikation.

Für viele der hörgeschädigten Besucher bedeutet der tägliche Weg zur Schule oder dem Berufskolleg Isolation und erschwerte Kommunikation im hörenden Umfeld. Der Treff steht offen für alle, die Informationen zu Verkehrsverbindungen benötigen, auf ihren Zug warten oder die ihre Freizeit in einem begleiteten Rahmen mit anderen Jugendlichen gestalten möchten.

Die Mitarbeiter sind pädagogisch ausgebildet, selbst hörgeschädigt und gebärdensprachkompetent. Sie begleiten die Jugendlichen im Alltag, stehen in Konfliktsituationen hilfreich zur Seite und bieten vielfältige Kurse für die Besucher an.

Die Agentur RheinLust mit Gabriela Maria Picariello fördert diese Arbeit aus den Erlösen der traditionellen Düsseldorfer Neujahrsversteigerung. Mit den 3.000 Euro können Kurse zur Identitätsbildung und Bildungsförderung durchgeführt werden.



»Kinder benötigen Seitwärtsrollen, damit sie in der Schule erfolgreich und leicht das L in Schreibschrift schreiben können.«

Heike Ogrinz, Leitung der beiden Düsseldorfer Kitas der Graf Recke Stiftung

Viele Fähigkeiten werden bereits im Kleinkindalter geprägt. Dabei spielt gezielt geförderte Bewegung eine große Rolle: sie trainiert nicht nur die Muskeln, sondern ermöglicht auch eine einfachere Erschließung des Zahlenraums, erleichtert das Erlernen der Schreibschrift und stärkt die Konzentrationsfähigkeit.

In der Kita in Wittlaer ist die Bewegungsförderung ein Arbeitsschwerpunkt. Unter dem Titel »Fit wie Pippi Langstrumpf« finden in diesem Jahr vielfältige Projekte und Aktionen in den Düsseldorfer Kitas der Graf Recke Stiftung statt. »Frühe sportliche Aktivitäten sind Grundlage für Schulerfolg«, sagt deren Leiterin Heike Ogrinz. Um »der Bewegung Raum zu geben«, werden auch die Eltern stark involviert und sensibilisiert. Jetzt soll zur Ermöglichung weiterer Bewegungsangebote die kleine Turnhalle ausgebaut werden. Dafür soll neues Equipment angeschafft und eine notwendige neue Deckenkonstruktion geschaffen werden.

Viele Bewegungspaten unterstützen den Umbau der Turnhalle mit bereits mehr als 7.000 Euro. Nun fehlen noch rund 8.000 Euro. Werden auch Sie Förderer und Pate!

Die naive Frage ?



»Die Zeiten, in denen für so gut wie jedes Thema des Alltags Dolmetscher gebraucht wurden, sind vorbei!«
Wilfried Hoenen,
 stellvertretender Teamleiter.

In der letzten recke:in haben wir berichtet: Die minderjährigen Flüchtlinge erlernen mit großem Interesse und schnellem Erfolg die deutsche Sprache. Nach den Sommerferien werden alle Jugendlichen einen Schulplatz haben. Dabei werden sie auf vielfältige Weise mit großem Engagement unterstützt. Mit der Spende von freenet konnten Tablets für Online-Deutschkurse angeschafft werden. Zur Förderung der Sprachpraxis kommen unter anderem Mitarbeiter der Apotheker- und Ärztebank regelmäßig in die Wohngruppen. Weiterhin laden Ehrenamtliche vom Lernhaus Hispl die Jugendlichen zu kulturellen Veranstaltungen und Sportevents ein, auch die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Baker Tilly Roelfs unterstützt diese Aktivitäten. Durch diese Geld- und Zeitspenden konnten die jungen Männer ihre Deutschkenntnisse in kurzer Zeit deutlich ausbauen und kommen so immer besser in Deutschland an. Wilfried Hoenen aus dem Team Mathilde ist begeistert von den Lernfortschritten der Jugendlichen.

Bisher sind die Leistungen für Jugendliche mit Beeinträchtigungen in den verschiedensten Gesetzen verankert: SGB VIII, SGB IX, SGB XII, SGB V. Immer wieder ist die Forderung nach einer so genannten »großen Lösung« zu hören, wonach diese »Säulenstruktur der Hilfesysteme« aufgehoben und alles in einem Gesetz geregelt werden soll. Das klingt doch sehr gut – wer kann da noch dagegen sein, Herr Hoffmann?



Die Aufhebung der schon unüberschaubar zu nennenden unterschiedlichsten Zuständigkeiten für die Hilfen ist sicher ein sinnvoller Schritt. Das Problem wäre die massive Kostenverlagerung auf die Kommunen, dort die Jugendämter. Daneben müssten die Jugendämter sich in Qualität, Personal und Ausstattung prägend verändern, zum Beispiel mit mehr Personal im therapeutischen und medizinischen Bereich. Diese Punkte tauchen auch in der mindestens schon seit zehn Jahren andauernden Diskussion um die »große Lösung« immer wieder auf und verhinderten bisher deren Umsetzung.



Jonny Hoffmann
 leitet den Familien unterstützenden Dienst der Graf Recke Stiftung und war zuvor eineinhalb Jahrzehnte lang Leiter des Amtes für Kinder, Jugend und Familie in Hennef, das er ab 1999 mit aufgebaut hat.

*Haben Sie auch eine naive Frage?
 Und wem wollen Sie sie stellen?
 Schreiben Sie uns an
info@graf-recke-stiftung.de
 Vielleicht finden wir ja eine Antwort...*

Info



Hilfe, die ankommt.

Gern beraten wir Sie zu den vielfältigen Möglichkeiten des Engagements für Projekte der Graf Recke Stiftung. Kommen Sie auf uns zu: per E-Mail, telefonisch oder in einem persönlichen Gespräch.

Sandra Spiegel
 Tel. 0211. 94008 184
s.spiegel@graf-recke-stiftung.de



Vom hohen Ross in die Lebenswelt

Bis zur Einführung des neuen Kinder- und Jugendhilfegesetzes KJHG (heute SGB VIII) gab es zwei Sorten von Heimen, erklärt Michael Buntins. Das eine waren die örtlichen Kinder- und Jugendheime. Dort brachten Jugendämter die Kinder unter, deren Problematik nicht so heftig eingeschätzt wurde, und der Kreis oder die Kommune trugen die Kosten für die Unterbringung. Hier gab es in der Regel größere Gruppen mit weniger Personal. Für die »schweren Fälle« gab es die Fürsorgeerziehung (FE) und die so genannte »Freiwillige Erziehungshilfe« (FEH), die in Wirklichkeit selten »freiwillig« war, sagt Michael Buntins.



Diese Maßnahmen basierten auf dem Jugendwohlfahrtsgesetz. Das stammte aus den 1920er Jahren und hieß noch bis 1961 »Reichsjugendwohlfahrtsgesetz«, bis, so Jonny Hoffmann, jemand bemerkte, dass das Reich gar nicht mehr existierte. 1990 wurde das Jugendwohlfahrtsgesetz nach mehreren Ergänzungen durch das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG, heute SGB VIII) abgelöst. Michael Buntins hat diese Entwicklung als leitender Pädagoge der Graf Recke Stiftung seit Ende der 1980er Jahre miterlebt und begleitet. Jonny Hoffmann war jahrzehntelang auf der Seite der öffentlichen Jugendhilfe, der kommunalen Jugendämter aktiv. Heute leitet er den Familien unterstützenden Dienst der Graf Recke Stiftung. Im Interview mit Roelf Bleeker ordnen sie die Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte ein.

Herr Buntins, Sie haben 1988 Ihren Dienst in der Graf Recke Stiftung in der Leitung des Mädchenheimes Ratingen angetreten. Wie würden Sie die Atmosphäre dort im Heim damals beschreiben?

BUNTINS Als ich dort in meinen ersten Wochen ganz unbedarft in einer Supervision den Vorschlag machte, wir sollten in einem sehr schwierigen Fall mal die ganze Familie zusammenrufen, da fragte mich der langjährige Supervisor: Sind Sie denn wahnsinnig, ein solches Horrorszenario heraufzubeschwören? Und 20 langgediente Erziehungskräfte stimmten mit ein. Das Mädchenheim war – wie alle vier Heime, die es in der Graf Recke Stiftung damals noch gab – ein klassisches Heim der Fürsorgeerziehung und der Freiwilligen Erziehungshilfen. Die Grundannahme war: Um den Kindern zu helfen, muss man sie aus der schädigenden und nicht förderlichen Umgebung ihres Milieus herausnehmen. Wenn man ihre schädlichen Kontakte nicht unterbricht, ist Verbesserung nicht möglich. Das wurde kaum in Frage gestellt.

Wie kamen denn Sie auf die Idee, man könnte auch anders vorgehen?

BUNTINS An der Uni war das damals schon Lehrmeinung und in manchen Einrichtungen auch schon Praxis. Ich kam aus Rendsburg, aus einer Einrichtung, die als innovativ galt. Ich hatte dort eine Tagesgruppe geleitet, da war Arbeit mit Familien selbstverständlich. Ich selbst ahnte zu der Zeit gar nicht, dass es noch ganz andere Welten gab. Dieses Mädchenheim in Ratingen war konservativ und wurde geleitet von einer ehrwürdigen Schwester. Dieser Konservatismus lag nicht allein am damaligen Kinder- und Jugendhilfegesetz, sondern nochmals verstärkt auch an der Einrichtung selbst. Aber umgekehrt konnte diese Haltung nur gedeihen vor dem Hintergrund des damaligen Gesetzes.

Herr Hoffmann, Sie waren zu der Zeit Fachbereichsleiter Jugend und Familie im Bezirksamt Rodenkirchen in Köln. Wie haben Sie damals die Jugendhilfe-Träger wahrgenommen?

HOFFMANN Viele andere Einrichtungen dieser Art, wie Herr Buntins sie beschreibt, sind damals untergegangen, weil sie die Veränderungen verpasst haben.

BUNTINS Ja, tatsächlich sind manche anderen im Graben gelandet. Wir haben gerade noch die Kurve gekriegt. Das haben wir ganz wesentlich Renate Hurel zu danken. Sie war in den neunziger Jahren stellvertretende Fachbereichsleiterin unserer damaligen »Evangelischen Jugendhilfe«. Der damalige Direktor der Graf Recke Stiftung hatte sie geholt, um innovative Konzepte umzusetzen. Ihre Ideen und Initiativen haben uns neue Tätigkeitsfelder eröffnet. In dieser Zeit fingen wir an mit unseren Angeboten für Kinder und Jugendliche mit Behinderung – das hatten wir bis dahin nicht im Angebot, heute ist es selbstver-

ständlich. Gleichzeitig richteten wir als eine der ersten Einrichtungen in ganz Deutschland ein Angebot für sexuell auffällige junge Männer ein. Die Tagesgruppenarbeit wurde aus kleinen Anfängen heraus, die damals schon bestanden, im Kreis Mettmann und in Düsseldorf massiv ausgeweitet. Überhaupt begannen wir damit, allmählich Kontakte zu den Jugendämtern in der Region aufzubauen – vorher war ja immer bloß das Landesjugendamt unser Ansprechpartner und unsere belegende Behörde gewesen. Die ambulante Arbeit war damals völliges Neuland für uns und wurde von manchen Kollegen belächelt; aus kleinen Anfängen in der damaligen Zeit heraus ist sie in den folgenden Jahren zu einem wesentlichen Standbein geworden. In großem Umfang veranlasste Renate Hurel die interne Ausbildung von Familienberatern, denn ein wesentlicher Unterschied des neuen Gesetzes zum alten bestand in der Rolle der Familie. Diese Initiative wurde auch zunächst von manchen belächelt; sie nützt uns aber bis heute.

HOFFMANN Den systemischen Ansatz, der heute selbstverständlich ist, den gab es nicht. Hilfen in der Familie waren als Leistung im Jugendwohlfahrtsgesetz nicht vorgesehen. Damals kamen die ersten Modellversuche in Form der sozialpädagogischen Familienhilfen zur Familienbegleitung und -unterstützung auf, aber das Bild der Jugendämter war zu der Zeit nach wie vor: Das böse Jugendamt nimmt den Eltern die Kinder weg.

BUNTINS Die Rechte der Eltern waren vor dem neuen Kinder- und Jugendhilfegesetz tatsächlich sehr gering. Die Fürsorgeerziehung wurde von einem Gericht angeordnet – und dann waren die Eltern die Fürsorge für ihre Kinder weitgehend los. Erziehungsberechtigt war dann das Landesjugendamt. Aber auch bei der »Freiwilligen Erziehung« waren die Rechte der Eltern faktisch gering.



»Es war auch uns als öffentlicher Träger anfangs tatsächlich ein bisschen unheimlich, Familien und auch die Kinder aktiv in die Hilfestaltung mit einzubeziehen.«
Jonny Hoffmann, jahrzehntelang in leitenden Positionen der öffentlichen Jugendhilfe, heute Leiter des Familien unterstützenden Dienstes der Graf Recke Stiftung



Es ist jetzt mehrfach angeklungen, was das neue Gesetz Anfang der 90er mit sich brachte: einen einklagbaren Rechtsanspruch auf geeignete und notwendige Hilfen zur Erziehung. Die Hilfeempfänger und ihre Eltern erhielten Mitspracherecht im Hilfeplanverfahren, und sie wurden zu Anspruchsberechtigten statt reinen Hilfeempfängern. Die Träger sollten Familien nun unterstützen und ergänzen statt ersetzen. Diese Veränderungen dürften manchen alten Pädagogen überfordert haben – wie haben Sie diese Umbruchzeit erlebt?

HOFFMANN Es war auch uns als öffentlicher Träger anfangs tatsächlich ein bisschen unheimlich, Familien und auch die Kinder aktiv in die Hilfestellung mit einzubeziehen.

BUNTINS Familie war plötzlich Auftraggeber der Hilfen, sie trat gemeinsam mit dem Jugendamt gegenüber uns freien Trägern der Jugendhilfe als Anspruchsberechtigte auf. Zuvor waren die Jugendämter Wächter über das Wohlergehen der Kinder, und wenn Eltern das nicht hinkriegten, wurden Maßnahmen angeordnet. Das neue Gesetz machte aus der Jugendhilfe einen Anspruch,

der einklagbar ist, wenn Familien Unterstützung benötigten. Natürlich läuft es auch heute nicht unbedingt immer so, geht doch oft mehr oder weniger sanfter Druck von den Jugendämtern aus, wenn Erziehungsprobleme erkennbar werden und Maßnahmen notwendig erscheinen. Aber heute haben die Betroffenen und ihre Familien Mitsprachemöglichkeiten.

HOFFMANN Früher war eine Jugendhilfemaßnahme ein Begutachtungs- und Anordnungsprozess, heute ist es ein Aushandlungsprozess. Zur Initiierung hat der »Fürsorger« einen Bericht verfasst, der wurde genehmigt vom örtlichen Jugendamt und dann wurde das umgesetzt. Und wenn es eine Fürsorgeerziehungsmaßnahme war, dann waren die Jugendämter umso zufriedener, denn dann wurde der »Fall« kostengünstig an den Landschaftsverband abgegeben.

Mit der Einführung des KJHG 1991 wechselte aber auch die Zuständigkeit für die Jugendhilfe vom Landschaftsverband zu den kommunalen Jugendämtern – was bedeutete das für Ihre Arbeit, Herr Hoffmann?

HOFFMANN Mit der Auflösung der Fürsorgeerziehung und der Freiwilligen Erziehungs-

hilfen landeten alle Aufgaben und auch Kosten bei den kommunalen Jugendämtern. Es war neben den sich verändernden gesellschaftlichen Haltungen und Erwartungen auch der wahnsinnige Kostendruck, der die Auflösung der teuren Heime unterstützte. Sozialpädagogische Familienhilfemodelle sparten uns Geld, das war natürlich ein Argument. Aber gleichzeitig haben wir dadurch, dass wir nun auch dichter an den Familien dran waren, oft besser erkannt, wie wirklich der Hilfebedarf war. Wir sparten mit den neuen Modellen Kosten, vor allem aber ersparten wir auch dem Jugendlichen etwas – nämlich aus seinem sozialen Umfeld/seiner Lebenswelt gerissen zu werden.

Herr Buntins – für die freien Träger der Jugendhilfe brachte das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz einige neue Anforderungen mit sich. Die Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung hat schon 1990 begonnen, die damals noch vier großen Heime in ein Verbundsystem sehr viel individuellerer Gruppen und Angebote zu gliedern. War die Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung damals Treiberin oder Getriebene der Veränderungen im Zuge des neuen Gesetzes?

BUNTINS Die Zusammenfassung zum Verbund, was damals viele Träger gemacht haben, als die Heime nicht mehr als zeitgemäß empfunden wurden, bedeutete zunächst nicht eine umfassende Dezentralisierung. Außenwohngruppen waren damals noch nicht sehr zahlreich, die meisten Angebote verblieben auf den Geländen in Wittlaer und in Ratingen. Die weiterreichenden Veränderungen kamen erst später. Aber ich hatte auch schon damals, als ich im Mädchenheim meinen Dienst antrat, Verbündete in der Graf Recke Stiftung, und auch in einem der Heime, in Neu-Düsselthal, gab es damals schon Familienberater. Ich habe die ab und zu in die Arbeit im Mädchenheim mit



»Die ambulante Arbeit war damals völliges Neuland für uns und wurde von manchen Kollegen belächelt; aus kleinen Anfängen in der damaligen Zeit heraus ist sie in den folgenden Jahren zu einem wesentlichen Standbein geworden.«

Michael Buntins, jahrzehntelang in leitenden Positionen der Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung

einbezogen. Das wurde erst kritisiert und belächelt, später war es selbstverständlich.

Und die Jugendämter? Wann haben die die Kurve gekriegt?

HOFFMANN Wir haben ja in den alten Fürsorgezusammenhängen selbst gemerkt, dass uns immer mehr Kinder und Jugendliche abgehauen sind! An Universitäten wie Koblenz und Köln setzte sich mehr und mehr die Lehrmeinung durch: Die Jugendhilfe muss sich ändern, sonst erreichen wir die Jugendlichen nicht mehr. Das war auch eine Reaktion auf das gewachsene Selbstbewusstsein unseres Klientels. 1992 war ich beim Jugendhilfetag in Hamburg. Der Titel dort lautete »Lebenswelten gestalten. Jugendhilfe ist gefordert«. Der »lebensweltorientierte Ansatz« hat mich schon sehr beeindruckt. Es ist wichtig, sich erst einmal die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen anzusehen, wenn man ihnen helfen will. Da hat es Streetworker gegeben, die sagten: Ich gehe dahin, wo die Jugendlichen sind, um mich mit ihrer Lebenswirklichkeit auseinanderzusetzen, um ihre Bedürfnisse kennenzulernen, Zugänge zu schaffen. Manchmal blieb uns nichts anderes übrig, als den 13- oder 14-Jährigen, die auf der Domplatte auf dem Strich gingen, nur Hilfe anzubieten: Hier ist meine Karte, melde dich, wenn du Hilfe brauchst.

Was erachten Sie in der heutigen Jugendhilfelandchaft oder auch speziell in der Graf Recke Stiftung als den bis heute sichtbarsten Ausdruck des damals neu installierten KJHG?

HOFFMANN Der Kernpunkt war und ist seit 1991, das Wohl des Kindes in den Mittelpunkt zu stellen. Es gab 40 Änderungsgesetze zum SGB VIII, aber das Kindeswohl und die absolute Gewaltfreiheit der Erziehung blieben Kernpunkt. Genau dieses Kindeswohl ist gleichzeitig der Aspekt, der die Jugendämter dann doch wieder verstärkt zur Eingriffsbehörde machte – nur anders als früher: Dort, wo es um die Gefährdung des Kindeswohls geht, sind die Jugendämter im Notfall immer noch oder wieder eine Eingriffsbehörde – als Garanten für das Kindeswohl.



Ein Blick auf den Wittlaerer Campus in den 1970er Jahren.

BUNTINS In den Zeiten der Fürsorgeerziehung haben wir Pädagogen die Eltern vom hohen Ross herab behandelt – die waren ja schließlich gescheitert! Heute gibt es Hilfepläne, die mit allen Beteiligten – Jugendlichen, Angehörigen, Träger, Jugendämtern – auf Augenhöhe gemeinsam verhandelt und beschlossen werden. Diese Veränderung erforderte auf Seiten der Fachkräfte eine ganz andere Haltung; die brauchte einige Zeit, um sich zu entwickeln. Auch wenn man die Fachkräfte schult, legen sie

Überzeugungen nicht einfach so ab. Wenn das, was man lange Zeit praktiziert und für richtig gehalten hat, plötzlich falsch sein soll, dann empfindet man sein langjähriges Handeln ein Stück weit als entwertet. Übrigens: Ganz sicher wird man das, was wir heute tun, in zehn oder zwanzig Jahren rückblickend auch kritisch sehen. Aber ich meine, wir liegen richtig, wenn wir uns am Stand der heutigen Erkenntnisse orientieren und nach bestem Wissen und Gewissen danach handeln. //



Herzlich willkommen sagen Britta Quotschalla, Sabine Blitz, Nicole Neumann, Marcel, Karin Pallessen und Manuel.



Vom Heim ins Haus

Nichts deutet darauf hin, dass das Einfamilienhaus im Düsseldorfer Norden seine Wurzeln in einem Mädchenheim hat. Die Wohngruppe Angermund war eine der ersten Außenwohngruppen, die Anfang der 1990er Jahre aus dem Mädchenheim Ratingen ausgegliedert wurde. Heute leben dort sieben junge Frauen – und Männer. Die Zeiten haben sich geändert.

Von Roelf Bleeker



Links: Tatjana hängt die Wäsche auf. Rechts: Manuel findet es nicht schlimm, wenn das Erzieherteam ihn einfach mal machen lässt.

Heute Morgen hat Manuel vergessen, die Mülltonne rechtzeitig rauszustellen. Das wäre seine Aufgabe gewesen. »Jeder hat hier so seine kleinen Ämter«, erzählt der 19-jährige, Aufgaben in und ums Haus. Währenddessen hängt Tatjana hinten im Garten Wäsche auf. Angelina kommt gerade aus der Schule und diskutiert mit Erzieherin Nicole Neumann, warum sie heute Morgen wieder in Jogginghose aus dem Haus gegangen sei. Die Stimmung ist trotzdem entspannt im großzügigen Garten des schmucken Hauses mitten in bester Düsseldorfer Wohnlage und jetzt gönnen sich erst einmal alle zusammen ein Eis in der Frühlingssonne.

Eine Alltagsszene aus einer Wohngruppe der Graf Recke *Erziehung & Bildung*. Normale Jugendliche in normaler häuslicher Umgebung. Es deutet wenig darauf hin, dass dieses Haus mit seinen sieben jungen Bewohnern in direkter Linie dem ehemaligen Mädchenheim Ratingen entstammt, dem 1912 gegründeten Heim für »sittlich gefährdete oder gefallene schulentlassene Mädchen«.

Pädagogin Karin Pallessen ist ein, so nennt sie Fachbereichsleiterin Sabine Blitz, »Urgestein« des Hauses. Seit 1975 in der Einrichtung, hat sie das Mädchenheim Ratingen noch miterlebt. »Gruppe III links, altes Haupthaus«, erinnert sie sich. Ein klassisches Heim alter Prägung. Schlafsäle gab es aber schon damals nicht mehr, betont Karin Pallessen: »Unsere Mädchen hatten Einzelzimmer!«

Dem Haus stand damals noch Schwester Helga vor. Anfangs und bis lange nach dem zweiten Weltkrieg hatten die »Zehldorfer Schwestern« das Haus geführt. Als auch Schwester Helga ging, übernahmen die Pädagogen mit Hochschulausbildung die Leitung: Michael Buntins kam 1988 aus Norddeutschland nach Ratingen, »aus einer Einrichtung, die als innovativ galt«, erzählt er im Interview (Seite 10). »Ich ahnte zu der Zeit gar nicht, dass es noch ganz andere Welten gab.«

Kurze Zeit später begann die Auflösung des Mädchenheims.

»Das Mädchenheim als eigenständiges Heim aufzugeben, war schon länger im Gespräch«, erinnert sich Britta Quotschalla, Teamleiterin und ebenfalls jahrzehntelang Mitarbeiterin der Graf Recke Stiftung. 1991 trat das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) in Kraft. Die großen Heime wurden nach und nach leergezogen und Außenwohngruppen, Familiengruppen, Wohngemeinschaften oder Verselbstständigungsgruppen in normalen Wohngebieten gegründet, flankiert von flexiblen und ambulanten Betreuungssystemen. Auch in der Graf Recke Stiftung begann die Auflösung der Organisationsform der vier

Kinder- und Jugendheime zugunsten eines »Verbundsystems« verschiedener Angebote von Intensiv bis zur Verselbstständigung. Aus dem Mädchenheim Ratingen wurde die erste Wohngruppe 1990 nach Lohausen ausgegliedert. Kurz darauf folgte die heutige Wohngruppe Angermund, die seit ihrem Auszug aus dem Heim mehrfach ihren Namen verändert hat. »Villa Regenbogen«, so lautete anfangs der Name der Gruppe, die jetzt ihr 25-jähriges Bestehen feiern konnte. »Das war«, sagt Britta Quotschalla lachend, »damals aus unserer Sicht eine treffende Bezeichnung für unser Anwesen!« Ein Einfamilienhaus zu bewohnen, war anfangs für Erzieher wie Bewohner gleichermaßen ungewohnt. Die Bezeichnung Regenbogen wählten sie, »weil wir schon immer die bunte Vielfalt leben und auch schätzen!«

Heute gehört die Wohngruppe Angermund in den Fachbereich III der Graf Recke *Erziehung & Bildung*, »Hilfen für Kinder, Jugendliche und Heranwachsende mit Behinderungen«. Die Villa Regenbogen war eine der ersten reinen Eingliederungshilfen-Gruppen – anfangs lange nur mit jungen Frauen, dann auch koedukativ. »Das hat ja auch etwas mit Lebensrealität zu tun«, sagt Fachbereichsleiterin Sabine Blitz.

Die fünf jungen Frauen und zwei jungen Männer in der Wohngruppe Angermund gehen teilweise noch zur Schule, teilweise in die Werkstätten für angepasste Arbeit oder die Jugendberufshilfe. Tatjana hängt im Garten die letzten Wäscheteile auf – eine Tätigkeit, mit der die 23-Jährige ganz bestimmt auch schon vor Jahrzehnten im Mädchenheim Ratingen beschäftigt worden wäre. Doch sonst erinnert nicht viel an damals, als die »gefallenen Mädchen« zu Demut und braver Unterordnung angehalten wurden. Tatjana erzählt, dass sie als Modell für einen Friseursalon arbeitet und findet, dass es für sie nun Zeit sei, die stationäre Wohngruppe zu verlassen, um den nächsten Verselbstständigungsschritt zu machen.

Das Mädchenheim Ratingen wurde 1998 abgerissen. Pädagogin Karin Pallessen trauert den alten Zeiten nicht hinterher, aber ein bisschen Wehmut klingt schon durch, wenn sie sagt: »Die Arbeit hat sich schon verändert, es muss mittlerweile sehr viel dokumentiert und beantragt werden. Die Arbeit mit dem Jugendlichen kommt da manchmal zu kurz. Da frage ich mich schon, was hat das noch mit Erziehung zu tun?« Britta Quotschalla ergänzt: »Wenn ich mal länger mit einem Bewohner zusammen hier sitze und nicht im Büro, dann fragt der mich auch schon mal: Musst du nicht arbeiten?«

Manuel hört sich das ganz gelassen an. Klar finde er es gut, wenn sich die Gruppe zu den Mahlzeiten oder gemeinsamen Aktivitäten zusammensetzt. »Aber wenn ich auf meinem Zimmer bin, interessiert mich das nicht, ob die Betreuerinnen ihren Bürokrampf machen oder nicht.«

Die ganz normale Reaktion eines ganz normalen jungen Mannes in einem ganz normalen Haus in Düsseldorf-Angermund – oder: Jugendhilfe im 21. Jahrhundert. //

5 Tage – seit 20 Jahren



Ein Festzelt, darin eine fröhliche Runde in Dirndl und Lederhosen, die Weißwurst und Brezeln speisten. Diese Wies'n fand im vergangenen Oktober auf dem Campus in Düsseldorf-Wittlaer statt: Die beiden 5-Tage-Gruppen Wittlaer und Ratingen feierten ihr 20-jähriges Bestehen.



An diesem Tag wurde aber mitnichten nur gefeiert. Nach dem Motto »erst die Arbeit, dann das Vergnügen«, begann das Jubiläum mit einem fachlichen Input. Das Herzstück der Arbeit der 5-Tage-Gruppen wurde in einer Expertenrunde unter der Leitung von Pfarrer Dietmar Redeker vorgestellt: das Konzept der Ferienfreizeiten, an denen, anders als sonst in der Heimerziehung üblich, nicht nur Pädagogen und Kinder, sondern die kompletten Familien teilnehmen.

»Hier zeigt sich, was die Besonderheit der Arbeit der 5-Tage-Gruppe ausmacht«, erklärt Gabriele Trojak-Künne, zuständige Fachbereichsleiterin im Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung*. »Es handelt sich um eine Familien unterstützende Hilfe – das bedeutet: Die Eltern werden einbezogen, bleiben für ihr Kind in vielen Belangen zuständig, auch wenn es fünf Tage in der Woche nicht bei ihnen wohnt.« Die Eltern, so Gabriele Trojak-Künne, stellen auch während dieser Lebensphase in der Gruppe »gleichwertige Partner in der Erziehung des Kindes« dar.

Das spiegelte sich in der Gesprächsrunde auf der Bühne wider, wo die Experten aus Teamleitung und Familientherapeutin ebenso wie einer Mutter mit ihrem Sohn bestanden, die von ihren Erfahrungen mit und nach zweijähriger Zusammenarbeit berichteten. Die, so war herauszuhören, wirkt noch über Jahre positiv nach.

Alles begann Anfang der 1990-er Jahre. Das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz, das VIII. Buch des Sozialgesetzbuches, war gerade verabschiedet worden und begann Wirkung zu zeigen.

Die Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung beschäftigte sich zu dieser Zeit ausschließlich mit Fürsorgeerziehung, recherchierte Trojak-Künne. Es gab zu dieser Zeit schon Kinder in den stationären Wohngruppen, die regelmäßig nach Hause fuhren. Jetzt sollten einige von ihnen in Gruppen zusammengeführt werden, so dass Schließungszeiten möglich wurden.

So entstanden 1995 die ersten 5-Tage-Gruppen in Nordrhein-Westfalen. »Die inhaltliche Gestaltung ist nach und nach gewachsen durch und mit Mitarbeitenden, die sich dafür entschieden und erheblich daran mitgewirkt haben«, schildert Gabriele Trojak-Künne. Auf den »Erfahrungsschatz« langjähriger Mitarbeiterinnen wie Dimitra Georgiou und Silvia Grotzki kann der Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung*



Geschäftsbereichsleiter Michael Mertens (links) gratulierte dem Team um Leiterin Sabine Grotzki.

bis heute zurückgreifen. Dimitra Georgiou ist inzwischen Fachaufsicht, Silvia Grotzki Teamleitung der 5-Tage-Gruppe Wittlaer.

Das neue Konzept der 5-Tage-Gruppen wurde damals von vielen Mitarbeitenden begrüßt, aber auch kritisch gesehen. Diese Kritik rührte aus dem Blick der Fürsorgeerziehung: Damals wurde der Kontakt zu den Eltern eher begrenzt, da diese – in den Augen einiger Pädagogen – »versagt« hatten. Im Heim sollte nun eine neue Entwicklungsrichtung eingeschlagen werden, möglichst unbeeinträchtigt von den bisherigen schlechten Einflüssen.

Es gab zunächst eine Reihe Vorurteile gegenüber den Pädagogen, beschreibt Gabriele Trojak-Künne. Ihnen wurde unterstellt, es sich ohne Wochenenddienst bequem zu machen, da die Kinder dann zu Hause in ihren Herkunftsfamilien sind, und sie mussten sich anhören »ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt, wenn ihr euch die Eltern reinholt!«.

Aber nicht nur die Graf Recke Stiftung hatte sich auf den Weg gemacht. Vernetzt durch die Fachgremien des EREV (Evangelischer Erziehungsverband e.V.) tauschten sich die Pädagogen der Stiftung mit anderen Einrichtungen in Deutschland aus, die zunächst unabhängig voneinander ähnliche Konzepte erarbeitet hatten. Viele Elemente glichen sich, wie Übergabegespräche beim Holen und Bringen der Kinder durch die Eltern, Video-Home-Training, Elterntraining oder methodisch-differenzierte Eltern-

und Familienarbeit. Trojak-Künne: »Das ging weit über den Rahmen dessen hinaus, was man damals in der Heimerziehung vorhielt.«

Manche Konzepte seien später inhaltlich »verwässert« worden, sagt Gabriele Trojak-Künne. Die wesentlichen Eckpunkte des Konzepts sind in der Graf Recke *Erziehung & Bildung* aber erhalten geblieben:

So ist ein Aufenthalt in der 5-Tage-Gruppe immer eine befristete Maßnahme. Das Ziel ist die Rückführung der Kinder und Jugendlichen in die Familie innerhalb von zwei bis drei Jahren. Von Sonntagabend bis Freitagnachmittag werden die Gruppenbewohner im Aufnahmealter von 6 bis 14 Jahren intensiv gefördert. Dazu gehört ein Familientherapeut als Teil des Teams. Die Schließung der Gruppen an den Wochenenden und in Teilen der Schulferien ist elementarer Bestandteil des Konzepts.

Initiator des Konzepts war Michael Buntins, der dann auch als Bereichsleiter für diese Gruppen zuständig war. Er führte nach fünf Jahren eine statistische Auswertung durch und lieferte in einer Fachtagung eine ganze Reihe von erfolgreichen Ergebnissen.

Eine Erkenntnis: Nicht so sehr die Wirkung auf die Kinder unterschied sich von anderen stationären Gruppen – sondern vor allem die Haltung der Eltern. »Typisch für diese Eltern war und ist, dass sie sich von Unannehmlichkeiten nicht abschrecken lassen«, so Trojak-Künne, »weder ein weiter Weg – in der Anfangszeit kamen manche aus Aachen, Düren oder Remscheid, weil es dort solche Angebote nicht gab – noch viel Arbeit und Auseinandersetzung, auch mit sich selbst und dem eigenen Erziehungsverhalten. Die Triebfeder aller war und ist der Wunsch, wieder gut als Familie zusammenleben zu können.«

Natürlich haben manche Eltern aufgegeben. »Aber wenn sie selbst erkannt haben, dass ein Zusammenleben doch nicht möglich ist, ist ein gutes Loslassen des Kindes möglich«, sagt Trojak-Künne. »Weil ihnen niemand die Entscheidung diktiert hat, können sie leichter zustimmen, Pädagogen die Erziehung zu überlassen.« In diesen Fällen wechseln die Kinder und Jugendlichen in vollstationäre Gruppen, ohne ihre anderen Bezüge, wie Schule, Freunde, Freizeit und Sport, zu verlieren.

»Alle Eltern, die durchhalten, haben eine hohe Erfolgsquote«, bilanziert Gabriele Trojak-Künne. »Die langjährigen Erfah-



So sah das Team vor zwanzig Jahren aus...

rungen zeigen, dass Eltern wie auch Kinder das elterliche Erziehungsverhalten am Ende der Maßnahme als verständnisvoller, kooperativer und ausgeglichener erleben.« In diesen Fällen wurden die Kinder am Ende fast ausnahmslos nach Hause entlassen oder bedurften zumindest weitaus weniger intensiver Unterstützungsmaßnahmen.

»Die Erfolgsstory geht weiter.«

»Die Erfolgsstory geht weiter! Das Angebot der 5-Tage-Gruppen hat sich in den zurückliegenden Jahren als fester und erfolgreicher Bestandteil unseres differenzierten Angebots etabliert«, sagt Trojak-Künne. Es stelle eine wichtige Ergänzung zu den übrigen stationären und teilstationären Hilfeformen dar. Zwar werde es diese nicht verdrängen, richte es sich doch nur an eine bestimmte Auswahl von Familien, gekennzeichnet durch eine hohe Motivation der Eltern, ihre Erziehungskompetenz zu steigern und das familiäre Zusammenleben mittelfristig wieder zu gewährleisten. Aber die Auswertung der bisherigen Erfahrungen zeige, dass das Konzept der 5-Tage-Gruppe gut geeignet ist,

diese Familien zur selbstständigen Lösung ihrer Probleme zu befähigen.

»Um ein Rund-um-Paket an Hilfen für diese Eltern, zu denen auch Alleinerziehende, Großeltern, Patchwork- oder andere Familienformen zählen, zu erstellen, wollen wir die flankierenden Hilfen erweitern und planen den Ausbau dieser Gruppenform hin zu einem Familienunterstützenden Zentrum«, erklärt Gabriele Trojak-Künne. Diese Hilfen sollen zeitlich begrenzt und von Anfang an auf das Ziel ausgerichtet sein, das Kind möglichst bald wieder in die Familie zurückzuführen. »Aus diesem Grund verbleiben auch möglichst viele erzieherische und versorgende Aufgaben bei den Eltern, und alle wichtigen Entscheidungen werden intensiv mit den Eltern abgestimmt.«

Das Familienunterstützende Zentrum – als ein gemeinsamer Ort für die jetzt schon separat bestehenden Bausteine – ist noch Zukunftsmusik, soll aber in naher Zukunft in den neu geplanten Gebäuden auf dem Campus in Wittlaer umgesetzt werden. Dort, aber noch auf der Wies'n, feierten Pädagogen und Familien, Fachleute und andere interne wie externe Besucher, Ehemalige und Nachbarn im Oktober aber erst einmal den Erfolg der vergangenen 20 Jahre – mit Musik, bayerischen Schmankerl und guten Gesprächen. //

Info

→ Bausteine des Familienunterstützenden Zentrums:

Eltern- und Übergabegespräche:

Jedes Mal, wenn die Eltern ihre Kinder am Sonntagabend in die Gruppe bringen oder am Freitag abholen, tauschen sie sich mit den Fachkräften über die Entwicklung des Kindes und die angestrebten Ziele aus. Daneben finden Einzel-, Paar- und Familiengespräche statt. Eltern haben die Möglichkeit, stunden- oder auch tageweise in der Gruppe zu hospitieren. Eine an die Gruppe angrenzende Wohnung kann die Aufnahme einer ganzen Familie im Krisenfall möglich machen.

Elterntraining: Ein wichtiger Baustein des Konzepts ist das Elterntraining. Es besteht aus fünf Abenden und einem Familienwochenende. Das Training verbindet theoretisches Lernen und gegenseitigen Austausch der Eltern mit einem hohen Anteil an praktischen Übungen – alles auf Basis gesprächs- und verhaltenstherapeutischer Elemente.

Kooperationen mit Schulen:

Zudem kann das Kind bei Schulschwierigkeiten an der einrichtungsinternen Schule Unterstützung erhalten. Die räumliche Nähe macht eine enge Kooperation von Schule und Gruppe möglich und damit beste Förderungsbedingungen für das Kind.

Rückführung: Wenn Eltern hemmende Verhaltensweisen reduziert und ihre Ressourcen erweitert haben, kann mit der Familie zusammen die Rückführung geplant werden. Hierbei verfügen die Fachkräfte über eine breite Palette von Unterstützungsmöglichkeiten. Die Eltern übernehmen zunehmend die einzelnen Verantwortungsbereiche für ihr Kind wieder selbstständig. Sie erhalten Hilfe

dabei, in ihrem Wohnumfeld geeignete Ressourcen zur Unterstützung zu finden und zu aktivieren. Zum Beispiel kann sich das Kind bereits einem Sportverein am Heimatort anschließen oder es wird schon der Kontakt zu einer Hausaufgabenbetreuung am Wohnort der Eltern geknüpft. Häufig ist mit der Entlassung nach Hause auch ein Schulwechsel verbunden; dann wird im Vorfeld Kontakt mit geeigneten Schulen aufgenommen und, wenn möglich, mit einer Hospitationsphase bereits eine erste Anbindung an Lehrer und zukünftige Klassengemeinschaft ermöglicht. Für Kinder, deren Familien in der näheren Umgebung wohnen, besteht die Möglichkeit, in der Rückführungsphase die der Gruppe angeschlossene Tagesgruppe zu besuchen. So kann die Familie sich schrittweise wieder an das Zusammenleben gewöhnen, während ihnen die Unterstützung der vertrauten Fachkräfte weiterhin zur Verfügung steht.

Nachbetreuung: Den Familien wird nach der Entlassung des Kindes eine Nachbetreuung durch die

Familietherapeuten angeboten. Mit ihnen können unerwartete Situationen und neue Anforderungen lösungsorientiert besprochen und bewältigt werden, ohne dass sich die Familie auf neue Helfer einstellen und damit den bisherigen Erfolg gefährden müsste.

Das Familienunterstützende Zentrum steht als Angebot zwischen nicht ausreichender ambulanter Betreuung und langfristiger (teurer) Heimunterbringung über Jahre. Es ist ausgelegt auf Familien in Krisen, die Unterstützung, Hilfe und Anregung benötigen, um wieder gemeinsam miteinander zurechtzukommen. Den Familien wird Unterstützung und Hilfestellung in flexiblem Umfang gewährt, von stationär bis ambulant. Aber: Die Familie wird nie völlig entlastet! Die Eltern bleiben jederzeit in der Verantwortung und verlieren den Einfluss auf die Entwicklung ihres Kindes nicht. Dies kann Ängste nehmen, sich auf Hilfe einzulassen, weil sich die Eltern ernst- und als wichtiger Bestandteil des Erziehungsprozesses wahrgenommen fühlen können.



»Nur redenden Menschen kann geholfen werden«

Das Projekt »Eltern für Eltern« soll Mütter und Väter in Jugendhilfegruppen stärker einbeziehen. Für Stefanie Neupert hat sich ihr Engagement doppelt ausgezahlt: Während sie anderen Eltern hilft, die schwierige Anfangszeit zu meistern, hat sie an Selbstbewusstsein gewonnen.

Von Achim Graf

Wenn Stefanie Neupert über Veränderung spricht, beginnt sie am besten bei sich selbst. Noch vor drei Jahren nämlich war die zweifache Mutter aus Duisburg verunsichert und voller Zweifel. Heute trifft man hingegen auf eine selbstbewusste 37-Jährige, offen und mitteilsam. Ihr Wandel hat ganz viel mit einer Initiative der Graf Recke *Erziehung & Bildung* zu tun, in der sie sich seit 2014 engagiert hat. »Eltern für Eltern« heißt das Projekt, in dem neben Fachkräften mehrere Eltern von in Wohngruppen untergebrachten Kindern und Jugendlichen zusammengearbeitet haben. Ihr gemeinsames Ziel: Vernetzung und Austausch.

Mit anderen betroffenen Eltern zusammentreffen, das hätte Stefanie Neupert und ihrem Mann vor rund drei Jahren sehr gut getan, als ihr damals neunjähriger Sohn Florian in einer Wohngruppe der Stiftung in Düsseldorf-Wittlaer untergebracht wurde. Dies sei eine sehr harte Zeit für alle gewesen, meint Neupert. Insbesondere, da die erste Zeit mit ihrem Sohn ganz wunderbar verlief. »Er war ein richtiges Anfängerkind«, erinnert sie sich. Er habe als Baby und Kleinkind nicht nur viel geschlafen, auch sonst sei er ruhig und entspannt gewesen.

Geändert hat sich das, als Florian mit fünf Jahren in den Kindergarten kam. »Dort wurde er plötzlich lebhaft, sehr lebhaft«, berichtet Stefanie Neupert. Mit Ergotherapie versuchte man, den kleinen Zappelphilipp zunächst in den Griff zu bekommen, was leidlich gelang. Später in der Schule allerdings, »da ging es dann richtig rund. Unser Sohn konnte nicht stillsitzen, ist ständig aufgesprungen und hat die anderen Kinder gestört«, sagt Neupert. Daraufhin hätten sie ihn 2010 testen lassen und erfahren, dass er hochgradig hyperaktiv ist. Diagnose: ADHS.

Die Krankheit ihres Sohnes sollte das Leben der Familie, inzwischen war noch eine Tochter geboren worden, nachhaltig durcheinanderbringen. In der Leitung der Duisburger Grundschule war spätestens in der dritten Klasse das Verständnis für den

unruhigen Jungen aufgebraucht. Und auch zu Hause wurde die Situation zunehmend schwierig. An Hausaufgaben sei meist nicht zu denken gewesen, sagt Stefanie Neupert. »Er hat auch groben Unfug getrieben und mich schon mal eingeschlossen.« Ihr Mann, der als Fernfahrer häufig die ganze Woche unterwegs ist, konnte sie zudem nur an den Wochenenden unterstützen. »Wir waren an einem Punkt, an dem es einfach nicht mehr ging.«

Mit Hilfe des Jugendamtes, zu dem Neupert durch ein Coaching für Eltern von hyperaktiven Kindern Kontakt hatte, wurde der Neunjährige daraufhin in die Wittlaer Wohngruppe vermittelt. »Das ging sehr schnell, innerhalb von nur drei Tagen«, erinnert sich seine Mutter.

Seitdem besucht ihr Sohn in Wittlaer die auf ihn eingerichtete Förderschule der Graf Recke Stiftung und wird während der Woche auch nach dem Unterricht von Fachkräften betreut. Für den Jungen war dies laut seiner Mutter zweifellos die richtige Entscheidung. Für sie selbst allerdings begann eine sehr schwierige Phase. Die Trennung vom eigenen Kind sei schon schlimm gewesen. »Aber man fragt sich auch, ob man





Stefanie Neupert fühlt sich durch das Elternprojekt nicht nur in ihrer Rolle als Mutter gestärkt.

»Bin ich eine schlechte Mutter, habe ich versagt?«

als Eltern Fehler gemacht hat«, beschreibt sie die damalige Gefühlslage. »Bin ich eine schlechte Mutter, habe ich versagt?«

Dass fast alle Eltern in ähnlicher Situation sich mit derartigen Schuldgefühlen plagen, das war Stefanie Neupert zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst. Ein Austausch mit anderen Betroffenen hätte ihr sehr gut getan. Ein Lichtblick waren allenfalls die regelmäßigen Treffen bei der Familienberatung der Stiftung. Dass sogar ihr Mann bis heute versucht, bei diesen Terminen möglichst immer dabei zu sein, findet seine Frau großartig. Zuweilen hole sie ihn dafür extra von einem Rastplatz ab und bringe ihn danach wieder zu seinem LKW zurück, erzählt sie. Der Grund für solcherlei Mühen ist klar: »Uns ist dort eine große Last abgenommen worden, wenn Fachleute einem

klar machen, dass man nicht versagt hat.« Was jedoch weiterhin fehlte, war »ein Ansprechpartner auf Augenhöhe«, wie Neupert es ausdrückt. Und so war es für sie gar keine Frage, dass sie sich in einem Projektteam der Graf Recke Stiftung mit einbringen wollte, als sie vor gut zwei Jahren diesbezüglich angesprochen wurde. »Eltern für Eltern« will nämlich genau dies leisten: Mütter und Väter, die diese schwierige Situation selbst erlebt und überstanden haben, mit anderen zusammenbringen. Sie sollen »ihre Erfahrungen weitergeben, anderen Mut machen und Perspektiven aufzeigen«, wie es heißt. Und seitdem ist einiges passiert.

Auf zwei Sommerfesten in Wittlaer und Hilden versuchten fünf Eltern und fünf Mitarbeiter Kontakt zu anderen Eltern aufzunehmen; es wurde ein Fragebogen erstellt, der deren größten Sorgen und Probleme ergründen sollte; es wurden Materialien erarbeitet und Ideen erdacht. Ein regelmäßiges Elterncafé sei solch eine Idee gewesen oder auch ein geschütztes Forum im Internet, berichtet Stefanie Neupert. Während diese Pläne noch auf Umsetzung warten, wird ein anderer konkret: Eine Begrüßungs-

mappe von Eltern für Eltern soll künftig Neulingen den Einstieg erleichtern, mit Tipps und Informationen, mit Erfahrungsberichten, aber etwa auch mit Nervenahrung in Form von Gummibärchen. Das wichtigste sei laut Neupert allerdings die Ermutigung, auf andere Eltern zuzugehen: »Nur redenden Menschen kann geholfen werden«, davon ist sie überzeugt.

Für Stefanie Neupert hat sich ihr Engagement alleine aus diesem Grund bereits gelohnt. Sie hatte den Mut, sie hat sich im Elternkreis geöffnet. Selbst der Gedanke an die Rückkehr ihres Sohnes aus der Wohngruppe nach Hause in nicht allzu ferner Zukunft ängstigt sie nicht mehr. Ein wenig mulmig sei ihr noch, aber vor allem freue sie sich auf diesen Tag. Die gemeinsame Arbeit im Eltern-Projekt habe sie »innerlich gestärkt«, sucht Neupert eine Erklärung für den Wandel. Schüchtern und verschlossen sei sie vorher gewesen. »Und jetzt sitze ich da und gebe ein Interview!« //



Dr. Remi Stork
von der Diakonie
Rheinland-Westfalen-
Lippe begleitete das
Elternprojekt der Graf
Recke Stiftung.

Eltern in der Heimerziehung – mehr als Zaungäste?

Kinder und Jugendliche in Heimen und Wohngruppen brauchen weiterhin aktive Eltern – das ist die Kernidee des Modellprojekts des Evangelischen Fachverbands für Erzieherische Hilfen in Rheinland-Westfalen-Lippe zur Verbesserung der »Elternpartizipation«. Über weitere Ziele, Erkenntnisse und Ergebnisse des Projekts berichtet Dr. Remi Stork, Referent bei der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe.

Die Erziehung von Kindern und Jugendlichen in Wohngruppen der Erziehungshilfe ist nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz als Dienstleistung für die Herkunftseltern konzipiert. Dementsprechend verfügen Eltern über Beteiligungsrechte bei der Planung der Hilfe, der Auswahl der Einrichtung und sind auch im Weiteren bei allen wichtigen Entscheidungen wie Schulwahl, Berufsorientierung und Konflikten aktiv einzubeziehen. Mehr noch: In Paragraph 37 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes wird das Jugendamt dazu verpflichtet, die Eltern dabei zu unterstützen, dass sie auch bei einer Fremdunterbringung weiterhin eine aktive Elternrolle ausüben können, lernen, ihre Kinder – wieder – besser zu verstehen und zu fördern und – falls möglich – sich darauf vorbereiten, das Kind später wieder zu Hause zu erziehen.

Diesem Anspruch stehen häufig unbeabsichtigte Entwicklungen gegenüber, bei denen die Eltern nach der Entscheidung

über eine Fremdunterbringung und spätestens nach dem Einzug des Kindes in eine Wohngruppe immer stärker an Bedeutung für den Erziehungsalltag verlieren, sie sich zunehmend zurückziehen und die pädagogischen Fachkräfte der Wohngruppen alleine lassen. Aus der Perspektive der Fachkräfte wirkt das oft so, dass Eltern, die nicht kurzfristig auf eine Rückführung des Kindes in die Familie hoffen können, resignieren oder das Interesse verlieren. Auch die begleitenden Angebote der Elternarbeit, zum Beispiel in Form von Einzel- und Gruppengesprächen, die immer mehr Einrichtungen den Eltern unterbreiten, schaffen es oft nicht, Eltern gegenüber ihren Kindern und den Fachkräften zu bemächtigen und ihnen zu helfen, wieder eine verantwortliche Rolle einzunehmen.

Das Modellprojekt »Elternpartizipation« begann mit der Untersuchung, warum so viele Eltern sich zurückziehen, verstecken oder an den Rand gedrängt werden, warum so viele Eltern entgegen den Zielen und Ansprü-

chen des Jugendhilferechts in eine passive, schwache Rolle geraten. In langen Interviews gelang es, Eltern zuzuhören, ihre Perspektive einzunehmen und zu verstehen. Sie berichteten, wie sie sich besonders in der Anfangsphase der Heimunterbringung geschämt und schuldig gefühlt hätten. Wie sie unsicher waren, was von ihnen nun erwartet wird, wie sie dann den Fachkräften nicht reinreden wollten und sich schließlich weit am Rande des Lebens ihrer Kinder in einer ohnmächtigen Position wiedergefunden haben.

Fachkräfte und Eltern aus neun evangelischen Jugendhilfeeinrichtungen trafen sich in einem zweiten Schritt an vier Wochenenden, um zu überlegen, welche strategischen Schritte und Maßnahmen für eine stärkere Teilhabe von Eltern in der stationären Jugendhilfe geeignet sein könnten. Dabei entstand eine Liste mit etwa 15 Ideen, die in der weiteren Projektzeit von Frühjahr 2015 bis Frühjahr 2016 von den beteiligten Einrichtungen arbeitsteilig ausprobiert wurden. Neben der Entwicklung einer Willkommensmappe für Eltern und einer »Eltern für Eltern-Gruppe« in der Graf Recke Stiftung entwickelten andere Einrichtungen beispielsweise Ideen für die bessere Einbeziehung von Eltern im Wohngruppenalltag, für ein partizipatives Elterncafé oder eine Elterngruppe, die Freizeitaktivitäten mit Eltern plant und durchführt.

Die Ergebnisse dieser Projekte wurden im Mai auf einer großen Fachtagung über 100 interessierten Fach- und Leitungskräften aus der Erziehungshilfe vorgestellt. Dabei zeigte sich, dass es gelingen kann, solche Projekte nicht nur für Eltern, sondern mit ihnen gemeinsam zu planen und durchzuführen. Die Erfahrungen in der Zusammenarbeit im Rahmen der Projekte zeigte allen Beteiligten, dass ein partnerschaftliches Miteinander von Eltern und Fachkräften möglich und auch für die betreuten Kinder von hoher symbolischer und praktischer Bedeutung ist: Eltern und Fachkräfte ziehen bei der Förderung und Erziehung der Kinder an einem Strang. Kinder und Jugendliche müssen sich nicht länger entscheiden, wem ihre Loyalität gilt.

Damit die rechtlichen Ansprüche von Eltern zukünftig in der Heimerziehung besser gewürdigt und umgesetzt werden können, müssen schon die Prozesse der Hilfeentscheidung und Hilfeplanung – besonders in der schwierigen Anfangszeit einer Fremdunterbringung – partnerschaftlicher und sorgfältiger mit den Eltern gemeinsam verantwortet und gestaltet werden. Eine Aufgabe, für die nicht zuletzt die Jugendämter zukünftig stärker die Verantwortung übernehmen müssen. //

Förderschulen gehören als Experten mit an den Tisch

Günter Klempau-Froning ist als Leiter der Schule II nach 15 Jahren gerade in den Ruhestand gegangen. Benedikt Florian ist seit November Leiter der Schule I. Wie bewerten sie die Entwicklungen der Förderschulen vor dem Hintergrund sich verändernder Umstände?

Was sind die wesentlichen Änderungen in den Rahmenbedingungen, denen sich die Förderschulen in den letzten zwei Jahrzehnten stellen mussten?

KLEMPAU-FRONING Beim Aufnahmeverfahren, der Zuweisung zur Förderschule, waren früher die Defizite der Kinder und Jugendlichen Grundlage für die Aufnahme. Das Verfahren hieß dann auch Sonderschulaufnahmeverfahren. Abgelöst wurde es durch das Gutachten gemäß VoSF – die Verordnung sonderpädagogische Förderung. Es sollte weniger die Behinderung als der Förderbedarf betont werden, an dem angesetzt werden muss. Im letzten Schritt wurde das wiederum abgelöst durch die Ausbildungsordnung zur Sonderpädagogischen Förderung, kurz AoSF, die auch den Paradigmenwechsel des ersten Gesetzes zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention im Jahr 2013 vom Defizit hin zu den Ressourcen bereits vorbereitete. Der Ort, wo das stattfindet, wird seitdem als zweitrangig gewertet.

FLORIAN Das war insofern ein wichtiger Schnitt, als dass dieses Gesetz das Budgetierungsverfahren brachte. Das bedeutet, dass ein Schüler nicht zwangsläufig ein Verfahren zur Feststellung seines Förderbedarfs durchläuft, sondern die Schulen im Rahmen des Budgets selbst fördern können, wen sie für förderungsbedürftig halten. Wenn ein Kind allerdings ein Förderzentrum oder eine Förderschule besuchen soll, benötigt es als Eintrittskarte meist weiterhin ein AoSF-Verfahren.

Wie haben die Veränderungen der Rahmenbedingungen sich auf Ihre Arbeit ausgewirkt?

KLEMPAU-FRONING Alte Menschen neigen ja dazu zu sagen: Früher war alles besser. Jedoch hat die Stoßrichtung des Versuchs, Förderschulen möglichst zu vermeiden, ohne Zweifel zu einer Veränderung unserer Schülerschaft geführt: Hatten wir früher eine Zeitlang relativ viele externe Schüler an unseren Schulen, wählen Eltern heute über das neue Gesetz und die damit verbundenen Angebote der Inklusion zunächst oft die Regelschule. Ich will nicht sagen, unsere Schüler seien schwieriger geworden, aber früher hatten wir zwischen all den ganz herausfordernden Fällen immer einige dazwischen, bei denen sich Probleme schneller legten, weil sie noch nicht so verletzt waren. Heute kommen viele Kinder mit Frustrationserlebnissen aus der Inklusion, sie haben sich zu Hochspezialisten in Verhaltensauffälligkeiten entwickelt! Rehabilitation ist immer

das Ziel, aber das wird deutlich schwieriger. Verändert hat sich aber auch, dass wir über die politischen Veränderungen mehr in die Regelschulen hineingekommen sind. Ich selbst habe in meinen letzten Berufsjahren beratend und aktiv fördernd an Grundschulen gearbeitet.

Wie haben sich die veränderten Rahmenbedingungen auf die Eltern und Schüler ausgewirkt?

FLORIAN Es ist das grundsätzliche Ziel der Landesregierung, die Entscheidungen weg von den Pädagogen hin zur Kompetenz und dem Wahlrecht der Eltern zu lenken. Natürlich können und dürfen Eltern die Experten für ihre Kinder sein. Und natürlich wollen Eltern mit einem Kind mit Downsyndrom, dass ihr Kind mit den Kindern der Nachbarschaft und seiner Peergroup auch in die Schule geht. Sie wünschen sich dort eine allumfassende Förderung für ihr Kind – die es dort aber nicht so bekommt wie in einer Förderschule! Wenn die Ressourcen für die Förderung nicht ausreichen, entsteht Frust. Wir als Förderschulen sind gefragt, beratend und Perspektiven suchend zur Seite zu stehen, zu klären: Was kann ein geeigneter Lernort sein? Das müssen nicht zwingend Förderschulen sein, aber sie gehören als Experten mit an den Tisch.



Ruheständler Klempau-Froning, neuer Rektor Florian.



Wo sehen Sie die Zukunft der Förderschulen?

FLORIAN Unser Arbeitsumfeld war noch nie von größten Erfolgen geprägt, wir ziehen aus kleinsten Lern- und Fördererfolgen unsere Motivation. Über allem steht, dass wir diesen Jugendlichen immer noch einen schulischen Rahmen bieten. Und wenn sie sich drauf einlassen, bin ich froh darüber, ihnen einen geregelten Tagesablauf anzutrainieren, um sie später berufs-fähig zu machen und nicht ganz der Straße zu überlassen. //



Renate Icke an ihrem Arbeitsplatz in Köln: Die Chance auf Unabhängigkeit der Klienten macht die Arbeit des FuD so wertvoll, findet sie.

Der Familien unterstützende Dienst ist der am schnellsten wachsende Bereich der Graf Recke Stiftung. Der Rechtsanspruch von Kindern auf eine Regelschule ist dabei nur eine Triebfeder. Inklusionsbegleitung soll vor allem Selbstständigkeit und Selbstbestimmung ermöglichen.

Von Achim Graf

in acht Jahren«

Renate Icke wirkt selbst ein wenig erstaunt. »Von 0 auf 500 in acht Jahren, das ist schon enorm«, sagt sie und meint damit die Entwicklung des Familien unterstützenden Dienstes der Graf Recke Stiftung. Erst 2008 gegründet, sind im FuD inzwischen rund 500 Mitarbeiter in der Inklusionsbegleitung tätig. Er ist damit der am schnellsten wachsende Bereich der Graf Recke Stiftung; ein Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen. Und das hat Gründe.

»Das Ziel ist die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Kinder«, umreißt Renate Icke die Aufgabe der Kolleginnen und Kollegen, die in Kitas und Schulen in Köln, Düsseldorf und in den umliegenden Städten und Kreisen im Einsatz sind. Vor deren Arbeit hat sie, die im Februar 2016 die Bereichsleitung des FuD Süd übernommen hat, »großen Respekt, die Anforderungen sind hoch«. Denn durch gezielte Hilfe sollen Kinder mit Behinderung oder Förderbedarf Kompetenzen entwickeln, um am Regelunterricht teilnehmen zu können. Auch die Unterstützung in der Freizeit und den Ferien für die Kinder und deren Familien gehören zum Auftrag. Mehr noch: »Es sollen sich auch nach der Schulzeit Wege auftun, wenn es keine Einzelfallhilfe mehr gibt«, erläutert die 55-jährige Diplom-Pädagogin. Im Prinzip, sagt sie, »arbeiten unsere Inklusionsbegleiter daran, sich selbst überflüssig zu machen«.

Dass ihnen die Arbeit ausgehen könnte, ist allerdings nicht zu befürchten, allein schon wegen des seit 2014 geltenden Rechtsanspruchs eines jeden Kindes auf eine Regelschule. Fortlaufend würden Bewerbungsgespräche geführt, sagt Bereichsleiterin Icke, bei den Kollegen in Hilden genauso wie bei ihr in Köln, wo der FuD seit 2013 ein zweites Büro betreibt. Neben der anstehenden Planung für das nächste Schuljahr in beiden FuD-Stellen werde es voraussichtlich 140 neue Stellen geben, da die Graf Recke Stiftung in einer Ausschreibung des Sozialamtes Düsseldorf im Bereich Inklusion den Zuschlag erhalten hat. Sozialpädagogen, Heilerziehungspfleger oder Erzieher sind dabei ebenso gefragt wie ambitionierte Quereinsteiger, die sich seit kurzem bei einem LVR-Weiterbildungskurs zum Inklusionsassistenten ausbilden lassen können.

Dass der unverstellte Blick von außen durchaus Vorteile haben kann, weiß Renate Icke aus eigener Erfahrung. Die gebürtige Hessin hat im Laufe ihres Lebens ganz unterschiedliche Stationen durchlaufen, arbeitete etwa während ihres Studiums in Marburg in einem Projekt einer damals neuartigen offenen Heilpädagogischen Wohngruppe für Menschen mit geistiger Behinderung, war zehn Jahre lang in der Jugendhilfe einer Kirchengemeinde im Kölner Norden tätig und machte im Auftrag eines Bildungsträgers Jugendliche fit für den Arbeitsmarkt. Besonders geprägt haben die Mutter einer erwachsenen Tochter jedoch langjährige Aufenthalte mit ihrem Mann in Tansania, Indonesien und zuletzt in Kenia. Überall dort war Renate Icke

in irgendeiner Form sozial engagiert – und hat auch erlebt, »wie wenig behinderte Menschen in vielen anderen Ländern bis heute integriert werden«.

Es ist diese grundsätzliche Chance auf Unabhängigkeit für ihre eigene Klientel, die für Renate Icke die Arbeit des FuD daher so wertvoll macht. Noch immer verbringt die Pädagogin einen Teil ihrer Arbeit deshalb gerne weiter in der Fachberatung, in der sie 2012 bei der Graf Recke Stiftung einst eingestiegen ist. Den gesamten Prozess zu begleiten, für ein zu betreuendes Kind den passenden Mitarbeiter zu finden, mache ihr Spaß, sagt sie. Doch auch Krisenmanagement gehört zuweilen zu ihrer Jobbeschreibung. »Im Optimalfall bilden Schulbegleiter und Lehrkräfte ein Team. Das klappt leider nicht immer.«

Und es wird weitere Veränderungen geben, die es zu begleiten gilt. Das so genannte Poolmodell, das in einigen Schulen die starre Eins-zu-Eins-Begleitung bereits abgelöst hat, werde ausgeweitet, sagt Renate Icke. Zwar werde es auch dabei grundsätzliche Zuordnungen geben, schon aus Gründen der Vertrautheit. Doch sei das System so viel flexibler, gegenseitige Unterstützung leichter möglich, erklärt sie. Eine Betreuung sei damit stets gewährleistet, auch im Krankheitsfall. Das, sagt die Bereichsleiterin, »gibt Schülern, Eltern und Lehrern Sicherheit.« //

Info

➔ Für die 210 neuen Schülerinnen und Schüler sucht der Familien unterstützende Dienst noch FSJler und BuFDIs – weitere Infos auf der Rückseite dieses Heftes

Konzepte fürs Leben

Von Roelf Bleeker



Helmut Kohl war gerade zum Bundeskanzler gewählt worden und der Name der Graf Recke Stiftung war »Düsseldorfer Anstalten«. Und die hatten nur einen Geschäftsbereich: die Jugendhilfe. Der Bereich Altenpflege kam erst zwölf Jahre später zur Graf Recke Stiftung. 1983 trat Adelheid Reiners ihren Dienst im damaligen Altenkrankenhaus in Hilden an. Das gehörte damals zur »Diakonie in Düsseldorf«. Heute heißt es Haus Ahorn im Dorotheenpark Seniorenzentrum und gehört zum Bereich *Wohnen & Pflege* der Graf Recke Stiftung. Doch in den 33 Jahren hat sich auch inhaltlich einiges verändert – Ortstermin mit einer Mitarbeiterin, die es wissen muss.

Als das damalige Altenkrankenhaus 1976 gebaut wurde, geschah dies nach einem dänischen Modell mit dem damals aufkommenden Konzept der aktivierenden Pflege. Ein besonderer Clou waren die zwei Wohnbereiche in Pavillonbauweise direkt im Garten. Die Bewohner können sich seitdem barrierefrei auf den Terrassen und im Garten rund um den eingezäunten Teich bewegen.

Es sind nicht immer nur die Konzepte innovativ, die gerade aktuell sind. Das weiß hier kaum jemand besser als Adelheid Reiners.

Adelheid Reiners, 23 Jahre, hatte gerade ihre Ausbildung zur Beschäftigungs- und Arbeitstherapeutin abgeschlossen, als sie sich im Altenkrankenhaus in Hilden

bewarb. Kurz darauf trat sie, gemeinsam mit zwei weiteren Mitarbeiterinnen, dort ihre erste berufliche Station an. Ihr Aufgabengebiet: Beschäftigungs- und Bewegungstherapie.

»Sie verlassen jetzt ihre Welt und betreten unsere Welt – die Welt der Demenzen.« Das stand früher einmal auf einem Fotoplatat am Eingang des Hauses, das sich dem Besucher über einen Türsummer öffnet, wenn die Dame am Empfang ihn durch die Kamera über der Tür gesehen hat. Die Menschen dürfen hier sehr individuell sein – manche laufen stumm, aber zufrieden wirkend, über die langen Flure, andere sitzen an Tischen und reden laut oder leise miteinander oder auch mit sich selbst. Manche liegen im Bett, scheinbar teilnahmslos.

»In den 70er Jahren sollten die psychisch kranken alten Menschen im Altenkrankenhaus therapiert werden, um ihnen die Rückkehr in andere Wohnformen zu ermöglichen«, berichtet Adelheid Reiners, »wenn möglich auch nach Hause.« Doch das Konzept trug nicht. Die gerontopsychiatrischen Beeinträchtigungen der Bewohner passten nicht ins Konzept, das damals doch eigentlich schon wollte, wovon heute alle sprechen.

»Ich habe Löcher in meinem Kopf, meine ganzen Gedanken fallen da durch – furchtbar!«

79-jährige demenzkranke Bürgerin



Adelheid Reiners im Gymnastikraum: »Als ich mit Ballspielen für bettlägerige Bewohner begann, wurde ich nur kurz belächelt.«

Bewohner mit Gedächtnisstörungen und Desorientiertheit. »Das Leben soll hier für alle so normal wie möglich sein« erklärt Adelheid Reiners, »mit kleinen Ausflügen, Bewohnerurlauben und kulturellen Veranstaltungen im Haus«.

Die Mitte der 1990er Jahre brachte Veränderungen. »1990 gab die Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege des Landes Nordrhein-Westfalen Empfehlungen zum Aufgabenfeld des gruppenübergreifenden sozialen Dienstes in Einrichtungen der stationären Altenhilfe«, erinnert sich Adelheid Reiners. Im Altenkrankenhaus wurde daraus ein Rahmenkonzept für den Einsatz einer neuen Mitarbeitergruppe. »Besonderes Augenmerk lag auf der Zusammenarbeit mit dem Pflegebereich, den Angehörigen, der Hilfe beim Heimeinzug und der Förderung von Außenkontakten«, erzählt Reiners.

1995 wurde das Altenkrankenhaus an den Dorotheenheim e. V. verkauft. Fünf Jahre später stand der Verein vor der Insolvenz und die Graf Recke Stiftung übernahm die gerontopsychiatrische Einrichtung mit ihren 119 Bewohnern sowie die weiteren Einrichtungen der Alten- und Jugendhilfe auf dem Hildener Campus. Adelheid Reiners erhielt 2000 die Leitung des Sozialtherapeutischen Dienstes für die drei Häuser des Dorotheenheims mit 234 Bewohnern. Sozialtherapeutischer Dienst – auch dieser Begriff war neu. Verschiedene Professionen arbeiteten hier zusammen: Ergotherapeuten, Sozialpädagogen, Altenpfleger, Musiktherapeuten, Motopäden, Heilerziehungspfleger oder Gymnastiklehrer, beschreibt die 56-Jährige.

In all den verschiedenen Konzepten unter Beteiligung der unterschiedlichen Professionen, so Reiners, »war uns das Therapeutische immer wichtig.« Doch früher, sagt sie, habe der Soziale Dienst mit seinen Angeboten vielleicht die Hälfte der

Bewohnerschaft erreicht. Die Therapieräume befanden sich im heutigen Bereich der Verwaltung. Die Bewohner wurden dorthin begleitet, um an den Beschäftigungsangeboten wie Handarbeiten, Werken, Kochen, Singen und Spielen teilnehmen zu können. »So haben wir aber die, die bettlägerig waren, nicht erreicht«, erinnert sich Adelheid Reiners. »Dabei lagen mir gerade die immer sehr am Herzen.«

Alle Bewohner mit den Therapieangeboten zu erreichen, ist aber nicht nur eine Herzensangelegenheit von Adelheid Reiners, sondern seit Jahren auch eine gesetzliche Auflage. »Als ich 1984 mit Ballspielen für bettlägerige Bewohner anfang, wurde ich nur kurz belächelt.« Adelheid Reiners bildete kleine Runden im Wohnbereich und Speiseraum oder auch im Zimmer der Bewohner. Nach und nach etablierte sich diese mobile Therapie. »Diese gesellige Bewegungsrunde ist heute eine der sinngebenden Aktivierungen in jeder Senioreneinrichtung.«

»Das Hotel hier ist gut, da komm ich gerne wieder! Nur, es ist sehr verbaut, man findet den Ausgang nicht.«

Bewohnerin im geschlossenen Haus Ahorn

»Als ich 1983 hierher kam«, erinnert sich Adelheid Reiners, »war der Verbleib hier im Haus für fast alle Bewohner schon klar.« Sie selbst kann sich erinnern, dass jedes Jahr höchstens ein Bewohner nach Hause oder in eine andere Wohnform gezogen ist. Die Realität war stärker als das Konzept. Also wurde das Konzept an die Realität angepasst. »Wir haben uns darauf konzentriert, den Heimbewohnern hier ein lebenswertes Umfeld zu bieten.«

Das Altenkrankenhaus war und ist bis heute ein besonderes Haus. Die Menschen, die hier leben, sind auf richterliche Anordnung untergebracht. Es ist eine gerontopsychiatrische Facheinrichtung. Es ist eine geschlossene Einrichtung zum Schutz der

»Zu meiner Zeit waren die Kellner nicht so lustig, da wurde noch richtig gearbeitet!«

Aus einem Speiseraum im Haus Ahorn



Ein Bild aus dem Altenkrankenhaus der 1970er Jahre.

Und so ist es für Adelheid Reiners, heute fachliche Leitung des Sozialtherapeutischen Dienstes mit 14 Mitarbeitenden im Haus Ahorn, eine der für ihre Arbeit weitreichendsten Veränderungen, »dass wir die Betreuung seit der umfangreichen Renovierung 2006 nicht mehr in externen Therapieräumen anbieten, dass die Bewohner nicht mehr um Punkt zehn Uhr in den Gruppenraum zur Beschäftigung gehen müssen. Wir haben auch keine Fünf-Tage-Woche mehr, sondern wir sind an sieben Tagen mit den Betreuungskräften vor Ort, in den Wohnbereichen. Dort machen sie den Bewohnern die Angebote, die gerade deren Wünschen und Fähigkeiten entsprechen.«



Alltagsimpressionen aus dem Altenkrankenheim in Hilden – diese Bilder stammen aus einer Werbebroschüre des Hauses in den 1970er Jahren.

Dafür hat Adelheid Reiners unter anderem spezielle Sinneswagen gespendet bekommen, mit denen das Material zum Bewohner gefahren werden kann.

Es gibt noch den Gymnastikraum im Keller, in dem zwei bis drei Mal wöchentlich Bewegungsangebote wie Kraft-Balance-Training, Sitzgymnastik mit einer Ehrenamtlichen und Kegeln stattfinden. Heute sitzen dort einige Bewohner gemeinsam mit zwei Mitarbeiterinnen im Stuhlkreis. Sie werfen sich Bälle und launige Bemerkungen zu. Für größere Veranstaltungen gibt es auch noch die Kapelle oder das Foyer, wo im Sinne einer umgekehrten Inklusion zahlreiche Gäste aus der Nachbarschaft zu den großen Festen und beliebten Tanznachmittagen kommen. Zum Beispiel die Karnevalsgesellschaft Kniebachschiffer, die seit mehr als 30 Jahren hier mit den Bewohnern, Angehörigen und Gästen eine große Karnevalssitzung veranstaltet. Eine besonders jecke Bewohnerin habe auch schon im Bett daran teilgenommen.

Die Maßnahmen wirken sich positiv auf die Bewohner aus, meint Adelheid Reiners, »bei den vielen themenbezogenen Runden in den Wohnbereichen geht es oft fröhlich

zu«. Und das sei so, »weil wir sie heute noch mehr das machen lassen, was sie wollen, weil wir sie in ihrem Tun beobachten und darauf reagieren, weil wir weniger Terminzwänge haben.«

Auch die heutigen Konzepte werden sich wieder verändern. Überhaupt wird sich in Hilden in den nächsten Jahren so einiges tun. Dann soll das Dorotheenviertel mit Hausgemeinschaften und dorffähnlichen Strukturen das alte Gebäude des Altenkrankenhauses ersetzen.

»Wo ist denn ein Magnet?
Damit könnten wir die
Krümel aufheben.«

Beim Frühstück in einer
Betreuungsgruppe

Schon vor über 30 Jahren gab es Ideen und Konzepte, die den heutigen gar nicht so unähnlich sind. Als sie sich damals im Altenkrankenheim bewarb, habe sie »ganz besonders der große Garten hierhin gezogen, in dem sich die Bewohner selbstbestimmt aufhalten können«.

»Jede Einrichtungsleitung hat zur Weiterentwicklung der Konzepte für Pflege und Betreuung neue Ideen mitgebracht und im Team umgesetzt«, meint Adelheid Reiners. Konzepte für betreuungsbedürftige Menschen zu entwickeln, das ist ein fortlaufender Prozess unter gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Wichtig sei, sagt sie, dass »die Konzepte der Lebenswirklichkeit entsprechen und einen biografischen Bezug haben. Das Ziel ist immer, das Leben in einer geschlossenen Einrichtung so lebenswert wie möglich zu machen.« //



Info

Die Zitate in den Sprechblasen haben Mitglieder der »AG Demenz Hilden« für den Demenzinfotag in Hilden 2013 zusammengetragen.

Mit einem großen Aktionstag wurde der Rollator-Erfahrungspark auf dem Gelände des Hauses Berlin in Neumünster eröffnet. Besucher konnten an diesem Tag einen Rollator-Führerschein machen, ein Geh- und Fahrtraining auf den verschiedenen Bodenbelägen absolvieren oder dem Fachvortrag über Mobilität im Alter lauschen. Die Stadtwerke Neumünster waren mit einem Stadtbus vor Ort und boten ein Bustraining für den sicheren Ein- und Ausstieg an. Außerdem waren die Firmen und Sponsoren, die den Rollator-Erfahrungspark ermöglichen, vor Ort und präsentierten ihr Angebot. Bei Kaffee und Kuchen waren alle interessierten Bürger eingeladen, sich über die erste Anlage ihrer Art zu informieren.

Nach rund zweiwöchiger Bauzeit ist eine gut 75 Quadratmeter große Fläche entstanden, auf der Rollator-Nutzer Alltagssituationen auf unterschiedlichen Untergründen trainieren können, zum Beispiel Sand, Rasen, Schotter und Gehwegplatten, aber auch Bordsteine und Steigungen. Der Park ist Teil des Modellprojektes »Komm mit – mach mit – nimm den Rollator mit – eine Stadt rund um den Rollator«, gefördert durch die Robert-Bosch-Stiftung, bei dem die IBAF Fachschule für Motopädagogik die Federführung innehat. »Wir wollen Rollatoren von ihrem verstaubten Image befreien und zu anerkannten Alltagsbegleitern machen. Doch vor allen Dingen wollen wir die Kompetenz und das Selbstbewusstsein der Nutzer fördern. Denn ein Rollator bedeutet Mobilität und damit die aktive Teilhabe am öffentlichen Leben«,

erklärt die Leiterin der Fachschule Cornelia Schlick.

In diesem Sinne hat die Schule mit dem Haus Berlin, der Graf Recke Stiftung, dem Seniorenbüro der Stadt Neumünster und dem Kreissportverband wichtige und engagierte Kooperationspartner gefunden. »Wir verstehen die neue Einrichtung als zukunftsorientierte Quartiersarbeit für den Stadtteil. Aber das Gelände steht, ebenso wie unser Gesundheitszentrum, natürlich jedem Interessierten zur Verfügung. Denn dieses Projekt kann auch für andere Städte und Gemeinden bundesweit einen Pilotcharakter haben«, erklärt Haus-Berlin-Geschäftsführer Jürgen Büstrin. Dankbar ist er den Sponsoren: der Firma Krebs & Suhr Bau, dem Sanitätshaus Kowsky, C. J. Wigger, dem Malereibetrieb Schneider, der Tischlerei Gierke, Elektro Klee, der Gärtnerei Eberlein sowie O.T.N.

Der Einweihungstag des Rollator-Erfahrungsparks wird als Aktionstag von Aktion Mensch unterstützt. »Mobilität im Alter wird zunehmend wichtiger und die Hilfsmittel ausgefeilter. Damit möchten wir niemanden alleine lassen. Deshalb arbeiten wir gerne an diesem innovativen Projekt mit«, erklärt Büstrin begeistert. Er sieht den Rollator-Erfahrungspark auch als Beitrag für einen längeren Verbleib älterer Menschen in ihrem eigenen Zuhause. Das Seniorenwohn- und Pflegeheim bietet zwar als Dienstleistungszentrum für Gesundheit pflegebedürftigen Menschen ein Zuhause, »aber wir leisten auch unseren Anteil daran, dass jeder so lange er möchte in seinem gewohnten Umfeld bleiben und trotzdem am sozialen Leben teilhaben kann«, so Büstrin. //

In Neumünster ist der erste Rollator-Erfahrungspark eröffnet worden. Das Pflegeheim Haus Berlin, Tochtergesellschaft der Graf Recke Stiftung, leistet damit einen Beitrag zur Selbstständigkeit und Mobilität im Alter.

Von Sabine Voiges

Mobil werden – mobil bleiben





Katja Petrilos kann sich noch gut daran erinnern, wie das »Altenheim« aussah, in dem ihre Großmutter zuletzt gelebt hat. »Das war Anfang der 80er«, sagt die Pflegedienstleiterin und Qualitätsbeauftragte des Dorotheenpark Seniorenzentrums in Hilden. »Der Wohnbereich war schon etwa so gestaltet wie das Betreute Wohnen heute. Im stationären Bereich sah es aus, wie im Krankenhaus.« Ihre Großmutter war in einem Drei-Bett-Zimmer untergebracht. »Bett, Stuhl, Nachtschrank, zweitüriger Kleiderschrank – das war der persönliche Bereich meiner Großmutter«, erinnert sich Katja Petrilos.

Von Roelf Bleeker

Von der Verwahranstalt zur Hausgemeinschaft

Pflege hat sich verändert – von der Verwahranstalt aus der Mitte des 20. Jahrhunderts bis zur Hausgemeinschaft der Gegenwart und Zukunft. So beschreiben Michel-Aulli und Simon die Entwicklung der Pflegeeinrichtungen. Waren die Einrichtungen der 1940er, 50er und 60er Jahre noch Anstalten mit Mehrbettzimmern und minimaler Ausstattung, so entwickelten sie sich immer mehr zu wohnlichen Häusern mit reduzierter Platzzahl in den Zimmern und einer Ausstattung, die weniger an Krankenhäuser als an das Wohnzimmer daheim erinnern.

Wesentliche Orientierungsmuster dessen, wie Pflegeeinrichtungen aussehen sollen, sind die Empfehlungen des Kuratoriums Deutsche Altenhilfe (KDA). »Das KDA entwickelt seit über 50 Jahren im Dialog mit seinen Partnern Lösungskonzepte und Modelle für die Arbeit mit älteren Menschen und hilft, diese in der Praxis umzusetzen«, heißt es auf der Internetseite der KDA in der Selbstbeschreibung. »Es trägt durch seine Projekte, Beratung, Fortbildungen, Tagungen und Veröffentlichungen wesentlich dazu bei, die Lebensqualität älterer Menschen zu verbessern. Dabei versteht sich das KDA als Wegbereiter für eine moderne Altenhilfe und Altenarbeit.« Diese

seien nicht bindend, erklärt Joachim Köhn, Leiter des Geschäftsbereiches *Wohnen & Pflege* der Graf Recke Stiftung. »Aber viele der KDA-Empfehlungen sind später auch in Gesetzen vollzogen worden.«

Zum Beispiel im Wohn- und Teilhabegesetz. Das verlangt ab 2018 eine 80-prozentige Einzelzimmerquote in bestehenden Einrichtungen, Neubauten müssen sogar 100 Prozent vorhalten. Dabei hatte die gerontopsychiatrische Facheinrichtung Haus Ahorn auf dem Hildener Campus des Dorotheenparks – aufgrund der gerontopsychiatrischen Ausrichtung – bis vor wenigen Jahren sogar noch Drei-Bett-Zimmer, berichtet Katja Petrilos.

»Für mehr Lebensqualität im Alter« steht das KDA laut Slogan ein. Tagesstrukturierung ist die wachsende Aufgabe der Pflegeeinrichtungen. Personell drückt sich das vor allem in den so genannten 87b-Kräften aus: Mit dem Pflege-Weiterentwicklungsgesetz wurden 2008 die Leistungen der gesetzlichen Pflegeversicherung für Menschen mit demenzbedingten Fähigkeitsstörungen, geistiger Behinderung oder psychischen Erkrankungen ausgeweitet. Dafür konnten die vollstationären Pflegeeinrichtungen für Personen »mit einem erheblichen allgemeinen Beaufsichtigungs- und Betreuungsbe-

darf zur Betreuung und Aktivierung zusätzliche Betreuungskräfte einstellen und dafür leistungsgerechte Zuschläge abrechnen«, heißt es in einer Beschreibung des Spitzenverbandes der gesetzlichen Kranken- und Pflegekassen. »Seit 2013 besteht auch für teilstationäre Pflegeeinrichtungen die Möglichkeit, zusätzliche Betreuungskräfte mit entsprechender Refinanzierung durch die Pflegekassen einzusetzen.«

87b-Kräfte begleiten die Bewohner bei alltäglichen Aktivitäten wie Spaziergängen, gemeinschaftlichen Aktivitäten, Lesen, Basteln und anderer Alltagsgestaltung. »Der Bedarf ist heute auch deshalb höher, weil Menschen weniger selbstständig und mobil sind«, sagt Katja Petrilos. »Früher sind die Bewohner noch mehr selbst rausgegangen« – eine Folge davon, dass die Menschen heute immer später in die Pflegeheime kommen, oft erst dann, wenn sie bereits sehr immobil sind.

Heutige Pflegeeinrichtungen entsprechen in der Mehrzahl dem, was als Altenwohnhaus bezeichnet wird. Sie gelten als dritte Generation der Pflegeeinrichtungen nach den Verwahranstalten und den Altenkrankenhäusern der 1970er bis 80er, die sich durch lange Krankenhausbänge und funktionale Einrichtung der Mehrbettzim-

mer auszeichneten. Typische Merkmale des Altenwohnhauses waren dann die Orientierung am Wohngruppenkonzept und die Schaffung von Einzelzimmern.

Schon seit 1995 ist die Rede von der vierten Generation der Pflegeeinrichtungen: der stationären Hausgemeinschaft. Wesentliche Aspekte seien die Loslösung von zentralen Versorgungseinheiten wie Großküche und Wäscherei, erläutert Katja Petrilos. Stattdessen soll das Leben und Kochen in Wohngruppen stattfinden. Für die Privatsphäre sind für die Zukunft nur noch Einzelzimmer vorgesehen.

Tatsächlich befinden sich viele Einrichtungen derzeit in der Übergangsphase. Im Haus Ahorn mit seiner alten Krankenhausstruktur haben die Verantwortlichen sich bereits auf den Weg gemacht und die Wohnbereiche an der Grundidee des Hausgemeinschaftskonzeptes orientiert: Je 20 Bewohner auf beiden Seiten teilen sich einen zentralen Wohnbereich mit einer Küche, berichtet Katja Petrilos. Diese Einheiten seien aber noch viel zu groß.

In Hilden hat die Graf Recke Stiftung in Sachen Hausgemeinschaft einiges vor. »Wir haben uns von einem der bekanntesten und erfolgreichsten Konzepte im Umgang mit demenziell erkrankten Menschen in Holland anstecken und faszinieren lassen«, erläutert Pfarrer Falk Schöllner, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung. »Wir wollen dem Lebensstil der Menschen nachgehen, weil so das Einleben und Mitleben leichter wird. So sind wir aus Sicht unserer Bewohner eine zeitgemäße Einrichtung. Zu ihr gehören überschaubare Gemeinschaftsräume, ein übersichtlicher Garten, vertraute Wege.«

Menschen sollen so viel Normalität wie möglich erleben, betont Schöllner. »Zum Leben gehören Spaziergänge und Einkäufe, Besuche beim Friseur und beim Therapeuten, gemeinsames Kochen und gemeinsame Freizeitangebote. Wir wollen dies auch im geschützten Bereich ermöglichen.« Im

Dorotheenviertel ist deshalb eine Infrastruktur mit »Tante-Emma-Laden«, Friseur und Café geplant.

Die Graf Recke Stiftung macht sich auf den Weg, die Vorbilder vor Augen. Man dürfe dabei aber, so Katja Petrilos, auch dies nicht vergessen: »Länder wie die Niederlande oder auch die Schweiz haben ganz andere Pflegesätze als wir hier in Deutschland und dadurch auch viel mehr Personal!« //

Blick in den großzügigen Sinnesgarten am Haus Ahorn.



»Früher sind die Bewohner noch mehr selbst rausgegangen.«

Katja Petrilos, Pflegedienstleiterin und Qualitätsbeauftragte des Dorotheenpark Seniorenzentrums in Hilden

Was mir wirklich wichtig ist ... !

Heide Ribisel, seit bald 20 Jahren ehrenamtliche Mitarbeiterin im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer

»Ich möchte die Menschen beteiligen, damit keine Einsamkeit aufkommt!«

Als ehrenamtliche Mitarbeiterin organisiere ich mit meinen Mitstreiterinnen den Bingokreis, das Gedächtnistraining, das Erzählcafé, Gottesdienste und andere Veranstaltungen für die Senioren im Walter-Kobold-Haus und im Service-Wohnen. Die Leute hier haben viele Zipperlein; alt werden ist nicht immer lustig. Ich möchte, dass immer jemand für die Menschen da ist, an den sie sich wenden können, wenn es ihnen gut oder schlecht geht. Ich hoffe, dass sich aus den gemeinsamen Aktivitäten Freundschaften entwickeln, die Bewohner auch im Alter noch neue Bindungen knüpfen. Ich möchte die Menschen am Leben beteiligen, damit keine Einsamkeit aufkommt. //



Heide Ribisel und drei Menschen, die sie ehrenamtlich begleitet: **Christa Strick (75, rechts)**, lebt seit 1. April im Service-Wohnen des Walter-Kobold-Hauses, ist aus Hannover-Langenhagen hergezogen, weil ihre Tochter um die Ecke wohnt. **Margarethe Thiekötter (73)**, lebt seit knapp einem Jahr im Service-Wohnen, bis dahin in Düsseldorf-Rath. Beide nehmen an der Gymnastik- und der Gedächtnistrainingsgruppe von Heide Ribisel teil. **Helmut Kasten (86)** lebt mit seiner Frau im Walter-Kobold-Haus. Sie ist seit einem Sturz beim Einkaufen bettlägerig, er dreht seine Runden auf seinem Elektrofahrrad. Seit fast drei Jahren lebt er im Walter-Kobold-Haus, zuvor sein Leben lang in Bilk; nur im Krieg war er mal drei Jahre weg. Gerne besucht er die Kaninchen im Gehege des Gartens im Walter-Kobold-Haus und er erzählt von der Kaninchendame, die schon zweimal ausgebüxt und nachher immer zurückgekehrt ist. Und beide Male danach jeweils vier Junge bekam.



Pfleger als Manager...

...aber die Menschlichkeit darf nicht zu kurz kommen, findet Jürgen Büstrin, Geschäftsführer der Haus Berlin Seniorenheim gGmbH in Neumünster.



Was sind die wesentlichen Änderungen in den Rahmenbedingungen, denen sich Ihr Geschäftsbereich in den letzten zwei Jahrzehnten stellen musste?

Zunächst sind die Vielzahl der Prüfungsverfahren durch den Medizinischen Dienst der Krankenkassen, Heimaufsichten oder im Bezug auf Arbeitssicherheit immens gewachsen und damit die entsprechenden Dokumentationsvorgaben. Mit der Einführung der Pflegeversicherung in den 1990er Jahren gibt es ein sehr viel komplexeres Begutachtungssystem zur Pflegebedürftigkeit. Auch die Vorschriften und Vorgaben, zum Beispiel Hygienevorschriften oder ähnliches, sind permanent ausgeweitet worden. Was unsere Bewohner angeht, verzeichnen wir eine fortschreitend sinkende Verweildauer und das starke Bemühen der Politik, ambulant vor stationär kontinuierlich zu stärken.

Welche Auswirkungen hat das auf Ihre Arbeit?

Die oben beschriebenen Entwicklungen haben zu einer extremen Leistungsverdichtung im Pflegebereich geführt. Die Auflagen und Prüfungen haben aber ganz sicher auch zu einer höheren Qualität in den Einrichtungen. Um auf die sich verändernden Anforderungen an die Pflege zu reagieren, müssen wir unsere Angebote erweitern und spezialisieren, so wie in unserem Haus mit der neurologischen Langzeitpflege der Phase F, der solitären Kurzzeitpflege und dem geschützten Demenzbereich. Der Kostendruck ist immens, der wirtschaftliche Druck heute ein anderer

– wir müssen aufpassen, dass unsere gute Pflege und die geforderte Wirtschaftlichkeit im Einklang sind und der Pflegeberuf unter diesem Druck attraktiv bleibt.

Wie wirkten sich diese Änderungen auf die Betroffenen aus, die Bewohner und Klienten?

Zum einen wird durch die politische Forderung »ambulant vor stationär« eine gewisse Angst vor Pflegeeinrichtungen geschürt – als sei eine stationäre Einrichtung nur der letzte, wenn möglich zu vermeidende Schritt. Dabei ist es für viele Menschen sogar attraktiver, das Sozialleben eines Seniorenheimes zu nutzen, als vielleicht alleine in der geliebten Häuslichkeit zu vereinsamen. Generell – im stationären noch mehr als im ambulanten Bereich – ist der Kampf um Leistungen und auch um Zeit für die Bewohner ein täglicher Begleiter in der Pflege. Die straffe Organisation macht aus Pflegenden fast so etwas wie Manager. Dabei darf bei aller Weiterentwicklung der eigenen Fachlichkeit und dienender Organisationsstrukturen der Dienst am Menschen nicht zu kurz kommen.

Was ist eine heute sichtbare typische Folge dieser Veränderungen?

Immer weniger Pflegerinnen und Pfleger für immer mehr alte Menschen – das ist eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung. Als eine erste Reaktion ist die Einführung der sogenannten zusätzlichen Betreuungsleistung nach §87 b SGB XI ein Ausdruck der Veränderungen – diese durch die Pflegekassen zusätzlich finanzierten Mitarbeitenden begleiten die Bewohner im Alltag und ihrer Freizeitgestaltung.

Welche Entwicklungen sehen Sie auf die Pflege zukommen?

Die Entbürokratisierung in der Pflege ist eine der erfreulichen Anliegen der Gesetzgeber, auch die Reform der Pflegestufen in Pflegegrade unter Berücksichtigung demenzieller Einschränkungen ist ein Schritt in die richtige Richtung. Und selbstverständlich ist es auch für uns als stationäre Einrichtung wichtig, sich in den Stadtteil zu öffnen und Inklusion auch nach innen zu holen. Wir bilden das zurzeit insbesondere mit unserem neuen Wintergarten ab, in dem es viele Veranstaltungen mit Vereinen und Gästen aus dem Stadtteil geben wird, oder auch unserem Rollatorpark, einem Trainingsgelände am Haus Berlin, der allen Neumünsteranern für Übungszwecke zur Verfügung steht. Kontrovers diskutiert wird die generalisierte Pflegeausbildung, die alle Pflegeberufe in einem Ausbildungsgang zusammenfasst. Das sind alles sehr lohnens- und lobenswerte Ansätze und Entwicklungen, allen schwierigen Begleitumständen zum Trotz. //

Seiten

Was machen Sie eigentlich,
wenn Sie nicht im Dienst sind?

blick!



Es ist immer wieder frustrierend für Hobbysportler, sich mit Profis zu messen. Deshalb reichten dem Autoren dieses Beitrags auch wenige Züge, um das Schachbrett beiseite zu schieben und sich ganz dem Interview zu widmen – mit Dirk Liedtke. Der pädagogische Mitarbeiter im sozialpsychiatrischen Wohnhaus Humboldtstraße in Düsseldorf spielt Schach. Allerdings deutlich professioneller als die meisten.

Kollege mit perfektionistischer Ader

Es waren Dirk Liedtkes Eltern – selbst gar keine Schachspieler – die ihren Sohn seinerzeit zum Schach-Klub Ratingen geschickt haben. »Ich habe das Spiel von meinem Cousin gelernt, und nachdem ich ihn immer geschlagen hatte, hat meine Mutter mich für den SK angemeldet.« Das war 1977, der kleine Dirk war zehn Jahre alt.

»Heute ist ein Einstieg mit zehn Jahren sehr spät, die jüngsten Großmeister sind heute zwölf Jahre alt«, erklärt Dirk Liedtke. Überhaupt waren die Bedingungen zu seinen Anfangszeiten ganz andere. Denn das Internet und Computerprogramme, bei denen man sich mit Gegnern auf Weltmeisterniveau messen kann, verschaffen heutigen Schachspielern Trainingsmöglichkeiten, von denen Dirk Liedtke damals nicht einmal träumen konnte. »Das hat sich alles auch für das Schachspiel immens entwickelt.«

Es sei nicht zwingend so, dass Schachspieler mathematisch oder im logischen Denken besonders begabt sein müssten, meint Liedtke, der bis heute in Ratingen lebt. »Ich kenne viele Schachspieler, die es nicht sind. Und ich bin es auch nicht.« Ein gutes Gedächtnis jedoch sei absolute Voraussetzung. »Das«, so sagt der 49-Jährige, »unterscheidet den guten vom schwächeren Schachspieler.« Maximal 15 Prozent seien Talent, so der Diplom-Pädagoge, der seit 2011 in der Humboldtstraße, einem Wohnhaus mit 27 Plätzen für Menschen mit Psychiatrieerfahrung, arbeitet. »Der Rest ist Fleiß, man muss üben.« Er selbst habe früher durchschnittlich ein bis zwei Stunden Schach gespielt, heute eher »sporadisch«. Dirk Liedtke betreut das Team des Ratinger SK, gerade in die vierte Liga aufgestiegen, noch als Mannschaftsführer und Spieler, hat sich aber in den letzten zehn Jahren aus Zeitgründen vom aktiven Turnierveschehen weitestgehend zurückgezogen. Es sei schwierig, das aktive Turnierspiel mit Beruf und Partnerschaft zu verbinden.

Sein Maximum an Spielstärke habe er lange überschritten, sagt der 49-Jährige. Mit 35 sei der ehemalige Ratinger Stadtmeister, Düsseldorfer Bezirksmeister und -pokalsieger auf dem Höhepunkt gewesen, »da hatte man diese Routine, die kognitive Fähigkeit war ausgeprägt«. Deshalb habe er sogar mal einen Internationalen Meister Matt setzen können: »Der war allerdings hundert Jahre alt«, setzt er lachend hinzu. Aber egal: »Internationaler Meister ist man sein Leben lang.«

Auch im Arbeitsleben muss für ihn alles seine Ordnung haben: »Ich mag strukturiertes Arbeiten. Mit Sicherheit nerve ich auch manches Mal meine Kollegen mit meiner perfektionistischen Ader.«

Dirk Liedtke ist außerdem ein leidenschaftlicher Fußballfan. Sein Verein ist der MSV Duisburg, dorthin geht er seit 40 Jahren, ist Dauerkarteninhaber und Mitglied des Fanclubs »Kreis Mettmanner Zebras«. Auch beim Fußball ist Dirk Liedtke ein Analytiker: »Ich betrachte ein Fußballspiel sehr unter taktischen Gesichtspunkten, versuche die Strategie der anderen Mannschaften zu lesen und deren Ausrichtung. Mir kann auch ein für andere langweiliges 0:0 viel Spaß machen, wenn beide Mannschaften taktisch diszipliniert spielen.«

Für so einen Perfektionisten muss es doch besonders hart sein, Anhänger der von emotionalen Achterbahnen geschüttelten und gerade wieder in die Drittklassigkeit abgestiegenen Duisburger »Zebras« zu sein. Doch beim Fußball liebt Liedtke genau diese Emotionalität, dort lässt er – trotz seines analytischen Blicks – seinen Gefühlen freien Lauf. Da fällt er im Falle eines erfolgreichen MSV-Spielzugs auch schon mal dem Sitznachbarn um den Hals.

Beim Schach, bestätigt er, sollte man solche Ausbrüche vermeiden. // *Roelf Bleeker*



Niklas Comel, Lea Ruhland, Ernhild Förster und Christa Böcker engagieren sich auf jeweils eigene Weise.

Freiwillig engagiert – am Anfang oder am Ende des Berufslebens

Im Geschäftsbereich Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik gibt es gute Erfahrungen mit dem freiwilligen Engagement, und zwar sowohl mit dem »klassischen« Ehrenamt, also dem stundenweisen, unentgeltlichen Einsatz, als auch mit FSJ oder BFD, bei dem meist junge Leute in Vollzeit Erfahrungen im sozialen Bereich sammeln. Wir haben sie gemeinsam an einen Tisch gesetzt.

Von Petra Welzel

Ernhild Förster und Christa Böcker sind bereits beide im Ruhestand. Wobei »Ruhe« relativ ist. Denn beide sind ehrenamtlich tätig. Ernhild Förster hilft, gemeinsam mit einer anderen Ehrenamtlerin, bereits seit zwei Jahren einmal wöchentlich in der Bücherei des Sozialpsychiatrischen Verbundes an der Grafenberger Allee in Düsseldorf, Christa Böcker begleitet die Bewohnerinnen und Bewohner eines Heilpädagogischen Wohnhauses in Ratingen einmal in der Woche, manchmal auch ganz spontan am Wochenende.

Auch freiwillig engagiert, aber in ganz anderem Rahmen sind Lea Ruhland und Niklas Comel. Beide machen ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ), die eine in der Betreuung geistig und schwerstmehrfachbehinderter Menschen in einem Wohnhaus in Ratingen, der andere unterstützt Menschen mit psychischer Erkrankung in einem Wohnhaus in

Düsseldorf. Beide haben das FSJ direkt nach dem Abschluss der Schule begonnen, um sich beruflich zu orientieren.

Ernhild Förster kam über die Ehrenamtsbörse der Diakonie zur Graf Recke Stiftung. Gemeldet hatte sie sich wegen der Beschäftigung in der Bücherei. Zuerst wusste sie gar nicht, dass sie mit Menschen mit psychischer Erkrankung zusammen arbeiten würde. Aber Ernhild Förster, eine insgesamt sehr offene und aufgeschlossene Persönlichkeit, konnte sich gut auf die Klienten einlassen. Sie hört in ihrer privaten Umgebung oft: »Respekt, ich würde mir das nicht zutrauen«, doch Ernhild Förster findet das nicht schwierig. Sie schwört auf persönlichen Kontakt. »Wenn man erst einmal ein bisschen miteinander warm geworden ist, gegenseitig etwas voneinander erfahren hat, fallen die Vorurteile – auf beiden Seiten.« Denn natürlich mussten auch die Kli-

enten, die im Rahmen der Arbeitstherapie in der Bücherei tätig sind, Ernhild Förster erst kennen lernen. Viele Klienten begrüßen sie mittlerweile sehr erfreut, »man hält ein Pläuschchen.« Was Ernhild Förster fast beiläufig beschreibt, ist genau das, was wir in der Graf Recke Stiftung beim Einsatz von Ehrenamtlern am allermeisten schätzen: Es ist ein Schritt weiter auf dem Weg zu Inklusion und Teilhabe.

Christa Böckers Weg ins Ehrenamt ist noch einmal ganz anders verlaufen. Nach 15 Jahren hauptamtlicher Mitarbeit in einem heilpädagogischen Wohnhaus bei uns, ist sie nach dem Eintritt in den Ruhestand nun bereits seit etwa zwei Jahren bei ihrer ehemaligen Arbeitsstelle ehrenamtlich tätig. Christa Böcker geht mit Bewohnern zum Eis essen, kommt einfach mal zum Frühstück vorbei und begleitet eine Bewohnerin kontinuierlich bei Besuchen auf dem Friedhof.

Christa Böcker war eine der ersten im Team und hat auch die ersten Bewohner damals bei ihrem Einzug in das Haus begleitet. Sie selbst kommt übrigens beruflich aus einer ganz anderen Ecke: Sie ist von Hause aus gelernte KFZ-Mechanikerin und hat lange im elterlichen Betrieb gearbeitet. Erst später hat sie eine Ausbildung zur Familienpflegerin gemacht und im Rahmen eines Praktikums den Heilpädagogischen Verbund kennen gelernt. »Mir war direkt am ersten Morgen nach der Begrüßung klar: Das ist es!« Und daran hat sich nichts geändert, seitdem sie nur noch seltener, jetzt eben ehrenamtlich kommt. Was Christa Böcker nicht vermisst, sind die 39 Stunden im Schichtdienst. Sie empfindet es als Luxus, dass sie sich nun die Zeit frei einteilen kann. Zumal sie selbst Familie hat und auch schon



Oma ist. So sind ihre Einsätze eben für alle Beteiligten »das Sahnehäubchen«.

Für Niklas Comel ist das FSJ der erste, richtige Einblick ins Arbeitsleben, auch wenn er die Mitarbeitenden in der Betreuung nur unterstützt. Nach nunmehr neun Monaten kann er sagen: »Meine Erwartungen wurden voll erfüllt.« Er fühlt sich gut ins Team integriert und schätzt die Freiräume, die er im Umgang mit den psychisch erkrankten Klienten hat. Und abwechslungsreich ist seine Tätigkeit auch, vom Einkauf mit Klienten bis zum Einsatz als Nikolaus auf dem Weihnachtsmarkt war schon alles dabei. Anfangs war Niklas Comel unsicher, was er Klienten zutrauen kann, »wann ich Grenzen setzen muss«. Aber dadurch, dass er seine Kollegen fragen konnte oder sich auch von ihnen einiges abgeschaut hat, gewann er an Sicherheit. Für ihn wäre es auch durchaus eine Perspektive, beruflich später in dieselbe Richtung zu gehen. »Das FSJ ist eine gute Gelegenheit, von den vielen unterschiedlichen Kollegen auch die beruflichen Hintergründe kennen zu lernen. Jeder kann mir etwas zu seinem speziellen Werdegang sagen.« Außerdem gibt es für Niklas Comel die Möglichkeit, im Rahmen seines FSJ auch noch mal in der Heilpädagogik zu hospitieren, um einen noch umfassenderen Einblick zu bekommen. Er habe jedenfalls, sagt er, seine Entscheidung für das FSJ noch keinen Tag bereut.

Lea Ruhland geht es genauso, auch sie konnte viele Erfahrungen sammeln. Bereits mit zwölf hat sie sich die Arbeit mit behinderten Menschen sehr interessant vorgestellt. Sie hatte dann kurz vor dem Abi von Freunden gehört, die bereits im Heilpädagogischen Verbund ein FSJ gemacht hatten,

und sich beworben. Am Anfang war es für sie klar: »Ja, genau, das wollte ich immer machen!«

Mittlerweile ist sie manchmal etwas ungeduldig, möchte mehr tun und weitere Erfahrungen machen und strebt deshalb ein Studium der Sozialarbeit an, um dafür die Grundlage zu schaffen. Als Einstieg, gerade auch »um die Scheu« zu verlieren, empfand sie das FSJ als goldrichtig. Und mit ihrer engagierten Art konnte sie auch einiges initiieren, zum Beispiel einen Ausflug mit Klienten zu »Radio Neanderthal«, um Radiomachen live zu erleben.

Am schwersten fiel Lea Ruhland die Umstellung auf eine Vollzeitstelle, dazu noch im Schichtdienst, worunter ihr Hobby, der Sport, schon ein bisschen gelitten hat. Weiterempfehlen würde sie das FSJ trotzdem uneingeschränkt, gerade um die Arbeitsrealität kennen zu lernen. Und auch umgekehrt könnte sie sich vorstellen, später mal ehrenamtlich zu arbeiten: »Das ist die perfekte, sinngebende Beschäftigung, die Kontakte bringt und Spaß macht.«

Das kann Ernhild Förster nur bestätigen. »Ich erfahre Neues und lerne nette Leute kennen.« Und dass sie selbst auch nicht so schnell locker lässt, wenn nicht gleich alles rund läuft, war gerade in der Aufbauphase der Bücherei von großem Wert.

Und für Christa Böcker war es nach ihrer langen Berufstätigkeit in dem Wohnhaus gar nicht vorstellbar, »einfach tschüss zu sagen und dann weg zu sein«.

Und so entsteht die Grundlage für ein erfolgreiches, alle zufriedenstellendes freiwilliges Engagement: ein Gewinn für alle Seiten. //

➔ Laut dem Freiwilligensurvey 2014 des Bundesfamilienministeriums ist das ehrenamtliche Engagement weiter auf dem Vormarsch: 30,9 Millionen Menschen engagieren sich in Deutschland freiwillig. Das sind 43,6 Prozent der Wohnbevölkerung ab 14 Jahre. 2009 waren es noch 35,9 Prozent. Der soziale Bereich liegt als Beschäftigungsfeld für Ehrenamtliche nach wie vor auf Rang vier hinter »Sport und Bewegung«, »Schule oder Kindergarten« und »Kultur und Musik«. Insgesamt engagieren sich übrigens mehr Männer als Frauen! Die Gruppe der 14- bis 29-Jährigen ist am stärksten vertreten, darunter vor allem auch Schüler.

In der Graf Recke Stiftung ist das Bild ein bisschen anders: Es engagieren sich hier deutlich mehr Frauen als Männer und die meisten Ehrenamtlichen sind eher im Rentenalter. Inhaltlich wandle sich das Bild der Ehrenamtlichen in der Graf Recke Stiftung in den letzten Jahren, hat Ehrenamtskoordinator Dietmar Redeker festgestellt: »Gerade im letzten Jahr sind viele neue Ehrenamtliche hinzugekommen, die sich vor allem für unsere unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge engagieren. Engagiert wird sich heute meist für ein ganz bestimmtes Projekt und auf Zeit.«



»Weiset die Kinder, das Werk meiner Hände zu mir« – dieser Satz stammt vom Grafen von der Recke. Pfarrer Falk Schöller fragt: Was können wir heute noch damit anfangen?

Diakonisches Profil im Wandel der Zeit

»Weiset die Kinder, das Werk meiner Hände zu mir« Wie kann unsere Arbeit heute in dieser Tradition stehen? Wie ist es heute um unser diakonisches Profil bestellt, was können, was wollen wir in unserer Zeit als Graf Recke Stiftung leisten? Pfarrer Falk Schöller, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung, sucht nach Antworten – von der Gründung der Stiftung bis heute.

Vor 200 Jahren beginnt die Geschichte der Graf Recke Stiftung mit einer eher kleinen Tat des Grafen Adelberdt von der Recke-Volmerstein: Zwei Waisenkinder und zwei vagabundierende Kinder werden auf Gut Overdyck bei Bochum aufgenommen. Dieser Anfang war alles andere als eine spontane Aktion des Grafen, sie war vielmehr angelegt in den Bildungs- und Frömmigkeitserfahrungen in Familie und Studium, sie hat sich andere und anderes als Vorbild genommen und ist dann selber zum Vorbild geworden. Das Ziel des Grafen war die »Rettung für Zeit und Ewigkeit«, seine Kinderzeitung aus dem Jahr 1831 bringt es so auf den Punkt: »Die Jugend zu lehren, das Gute zu mehren, dem Bösen zu wehren, den Heiland zu ehren.«

Das Zusammenwirken von pädagogischem und geistlichem Handeln ist damit Grundlage der diakonischen Arbeit, die sich nun seit zweihundert Jahren – das Rettungshaus hatte sich nach dem Umzug 1822 als Einrichtung für hilfs- und betreuungsbedürftige Kinder in Düsseldorf etabliert – ununterbrochen mit der Gründungsfigur des Grafen verbindet, dabei aber nicht ohne Wandel und Brüche vollzieht. Heute stehen wir vor der Aufgabe und Herausforderung, angesichts der gegenwärtigen Rahmenbedingungen für unsere Arbeit den Auftrag des Grafen in unsere Zeit zu übersetzen und sind dabei gleichermaßen an den Zeitgeist wie an Gottes Geist gewiesen. Diakonische Arbeit ist immer konkrete Arbeit, an, für und mit Menschen, die zur Lebensführung auf Hilfe und Unterstützung anderer Menschen angewiesen sind. Diakonische Arbeit ist zugleich eine Arbeit, die im Horizont des Reiches Gottes und seiner Verheißungen steht, die auf Gottes Hilfe und Unter-

stützung angewiesen ist. **Niemand, kein Mensch, ist verloren und wertlos**, das ist Grundhaltung des Grafen von der Recke, und so richtet sich der Blick diakonischer Arbeit in seiner Tradition besonders auf diejenigen, die in den Augen vieler gleichwohl als verloren und wertlos gesehen und gering geachtet werden.

Diakonisches Profil – eine Zeitreise

1848 wurde aus der Initiative des Grafen eine Stiftung, die Nachfolge musste geregelt werden, der Gründungsimpuls des Grafen erforderte die Gründung einer Institution, die auf Dauer kontinuierlich und flexibel seine Ideen aufnahm und weiter führte. König Friedrich-Wilhelm IV. von Preußen verleiht der Idee des Grafen die Statuten. Ein Pädagoge, Friedrich Georgi, wird die Arbeit fortsetzen, stabilisieren, professionalisieren. Ein neuer Geist zieht ein, die Spezialerzieher – heute würde man sie Bezugspersonen nennen – werden nicht länger Aufseher und Mamsellen, sondern Schwestern und Brüder genannt. In Aus- und Weiterbildung wird investiert, Fallbesprechungen sind an der Tagesordnung, aber auch das geistliche Rüstzeug wird trainiert. Die Mitarbeitenden sollen bei den täglichen Andachten auf Einfachheit, Kindlichkeit und Kürze achten und werden ganz selbstverständlich auf ihren eigenen Glauben angesprochen: »Sie sollten nicht ganz so häufig mit den Kindern, als öfter für sie beten.« Es gehörte zur diakonischen Arbeit dazu, einen eigenen Glaubenshorizont zu haben, in den hinein die Kinder und Jugendlichen gestellt wurden, pädagogischer als zu Zeiten des Grafen, aber bestimmt!

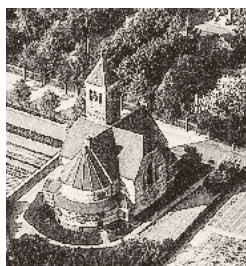
Ende des 19. Jahrhunderts beginnt das Zeitalter der Industrialisierung, Großstädte entstehen und wachsen, die soziale Lage

»Wir wollen in Düsseldorf und seinen Zweiganstalten auch weiterhin christlichen Glauben und christliche Liebe pflegen, damit alle, die darin ein- und ausgehen, einen Hauch von diesem Geist verspüren.«

Pfarrer Johannes Karsch,
Direktor der Düsseldorfer
Anstalten von 1891 bis 1913

vieler Menschen ist bedrückend. Es bahnen sich die Bismarckschen Sozialgesetzgebungen an, die Fürsorge wird zu einer staatlichen Aufgabe – damit bekommt das einst aus einer persönlichen Glaubensmotivation getriebene Hilfehandeln einen rechtlichen Rahmen und eine daraus abgeleitete Finanzierung: es entsteht eine neue Profildebatte, Kirchen- und Haushaltskollektenmittel entfallen und die Spendenfreudigkeit vieler Freunde geht zurück. Der diakonische Anspruch wird in Dienstvorschriften kodifiziert, zu einer beschriebenen Norm: »Die Erziehungsarbeit will allem anderen vorab, die Zöglinge unter die umwandelnden und erneuernden Kräfte des Evangeliums stellen. Daher sind nur solche Persönlichkeiten als Mitarbeiter geeignet, die in Vertretung religiös-sittlicher Lebensüberzeugungen und ihrer gesamten Lebensführung sich als evangelische Christen bekennen und erweisen.«

Zugleich findet eine äußere Distanzierung vom Rettungsauftrag statt – jetzt sind es die Düsseldorfer Anstalten: ein nüchternes, weltlicheres Denken greift Raum, der



Blick in die Geschichte: 1847 genehmigt der preußische König die Statuten der Rettungsanstalt. Damit ist das Werk des Grafen auf feste Füße gestellt. Ein gutes halbes Jahrhundert später siedelt der Hauptsitz nach Wittlaer über, es entstehen die Kirche und das »Reckestift«

»Kommt unsere Erziehung noch vom Glauben als dem fundamentalen Ausgangspunkt? Oder erliegen wir der vermeintlichen Eigengesetzlichkeit der Pädagogik so, dass der Glaube nur noch zu einer unter anderen Erziehungshilfen degradiert wird?«

Pfarrer Martin Vömel, Direktor der Düsselthaler Anstalten von 1950 bis 1960

Open Air Gottesdienst beim Sommerfest, die Graf Recke Kirche heute, der Ort des ersten Diakonikums in Domburg 2015, Teilnehmer des Diakonikums mit Bildern der Gräfin und des Grafen (von links).



→ Momente Diakonischen Profils

Die Graf Recke Stiftung lebt Diakonie und Kirche in verschiedenen Formen. Einige Beispiele:

Leitbild und Goldene Regel:

Hier ist der Orientierungsmaßstab einmal in Worte gefasst, es ist nach innen wie nach außen kommuniziert, hierauf sind wir ansprechbar.

Einführungsveranstaltungen:

Unsere Einführungsveranstaltungen beginnen mit einem geistlichen Impuls, in dem die diakonische Grundlage bedacht wird. Gemeinschaft ist wichtig, auch über Geschäftsbereiche hinweg, und Leitungskräfte bekommen an diesem Tag auch ein Gesicht für alle.

Diakonikum für Auszubildende:

Es gehört zu unserem Ausbildungskonzept, sich miteinander mit Fragen der Berufswahl, des eigenen Selbstverständnisses und unserer Stiftung auseinanderzusetzen, es sind Begegnungs- und Orientierungstage gleichermaßen.

Kirchlicher Beirat:

Ein Zwölferkreis unterstützt Mitarbeitende und Einrichtungen mit

Ideen, Vorschlägen, durch eigene Impulse und Schwerpunkte, damit das diakonische Profil bewusst gestärkt wird.

Gemeinsame Mitarbeitendenfeste und Jubilarsfeiern:

Miteinander zu feiern ist wichtig, unser Alltag braucht den Feiertag.

Gottesdienste bei den Sommerfesten:

Die Feste beginnen mit bunten Gottesdiensten, miteinander wird vorbereitet und gefeiert, um den rechten Geist gebetet.

Oasentage:

Auszeiten, Unterbrechungen sind wichtig, Zeit für sich, zum Auftanken und Atemholen.

Jahresschlussgottesdienst:

Neuen Mitarbeitenden und Leitungskräften der ganzen Graf Recke Stiftung wird Gottes Segen zugesprochen.

In diesen Veranstaltungen und Momenten geschieht nicht das Eigentliche, das geschieht jeden Tag in der Arbeit mit und für die Menschen, in der Arbeit mit und für die Strukturen und die Räume, damit diese Arbeit geschieht. Und dennoch sind es diakonische Profilelemente, die Anstoß geben sollen, damit sich bei jedem Einzelnen auf seine Art und Weise eine gemeinsam getragene Haltung entwickelt.



Glaube wird zu einer Hintergrundfolie für die Arbeit, die Arbeit selber orientiert sich ganz weltlich – und diese Welt ist ergriffen vom Fortschrittsglauben und dem Zutrauen in die eigene Wirkmächtigkeit. Pfarrer Johannes Karsch leitet von 1891 bis 1913 die Einrichtung – und baut 1908 die Graf Recke Kirche vis-à-vis vom Dreiflügelhaus. Pädagogik und Theologie, getrennt und doch verbunden, zeitlos die geistliche Aufgabe: »Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit« steht auf dem Bogen über dem Altar, der Leitspruch des Grafen über dem Eingangsbogen des Dreiflügelhauses. Karsch wehrt sich gegen Versuche, die Theologie von der Pädagogik zu trennen. Das Miteinander wird auch in der Organisation sichtbar: Die Leitung der beiden Teilanstalten in Wittlaer und Düsseldorf wird jeweils einem Theologen übertragen, dem ein Erziehungsinspektor zur Seite steht.

Es folgen die goldenen zwanziger Jahre, eine Blütezeit in vielerlei Hinsicht, nicht jedoch für den christlichen Glauben, der schon damals immer weniger selbstverständlich wird. Aus dem Ideal des christlichen Pädagogen wird der deutsche Erzieher, aus den Waisen- und Verbrecherkindern, die Rettung in umfassendem Sinn nötig haben, werden Hilfsbedürftige, die einen Anspruch auf Fürsorge und Unterstützung haben. Es sind Krisenzeiten für die »Anstalten der christlichen Liebestätigkeit«, die von der Wirtschaftskrise und den politischen Umbrüchen voll getroffen werden – nach Kriegsende steht ein umfassender Wiederaufbau in jeder Hinsicht an.

Der Wiederaufbau hat mit Pfarrer Vömel auch ein geistliches Gesicht, er ist ein Mensch, der nah an den Kindern und Mitarbeitern ist, er singt, erzählt, begeistert.



Auch 2017 findet das Diakonikum wieder an der Nordsee statt – dann auf der ostfriesischen Insel Spiekeroog.

Doch die alte Frage, welches Ideal denn die Erziehung und die Erzieher leitet, bleibt. 1960 formuliert er vor seinem Weggang als Frage und Sorge zugleich: »Kommt unsere Erziehung noch vom Glauben als dem fundamentalen Ausgangspunkt oder erliegen wir der vermeintlichen Eigengesetzlichkeit der Pädagogik so, dass der Glaube nur noch zu einer unter anderen Erziehungshilfen degradiert wird?«

Die letzten fünfzig Jahre sind Zeitgeschichte, die viele ganz persönlich erinnern und bewerten. Gerade mit Blick auf die Frage nach dem diakonischen Profil der Graf Recke Stiftung in diesen Jahren werden viele eigene Erinnerungen, Wertungen und eigene Überzeugungen haben, die sich oftmals

auch an eigenen Erfahrungen mit handelnden Personen fest machen. Ich will daher diese Zeitgeschichte Ihnen überlassen und direkt ins Jahr 2016 springen.

Diakonisches Profil – (all-)gegenwärtige Herausforderung

Wir schreiben das Jahr 2016: 1.700 Mitarbeitende sind hauptamtlich für die Graf Recke Stiftung im diakonischen Auftrag tätig, viele engagieren sich ehrenamtlich. Neben der Jugendhilfe sind Behinderten- und Altenhilfe etablierte Säulen der Arbeit. Über 3.000 Menschen wird geholfen, vom Säugling bis zum Senior, ambulant und stationär, von besonders intensiver Unterstützung bis hin zur Hilfestellung beim Weg ins eigene Leben, Alteingesessene und Flüchtlinge, verwurzelt und entwurzelt – die Graf Recke Stiftung ist ein modernes komplexes diakonisches Unternehmen, bunt und vielfältig in jeder Hinsicht. »Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit!« Das wollen wir nicht, das können wir nicht, denn als Stiftung haben wir gewissermaßen ein Ewigkeitsversprechen, im diakonischen Sinne haben wir auch einen Ewigkeitsauftrag.

Dies geschieht auf vielfältige Weise, obliegt zugleich letztlich der Verantwortung der einzelnen Mitarbeitenden, die im Rahmen ihrer Fachlichkeit und ihrer Persönlichkeit abwägen müssen, wie sie im Wissen um satzungsgemäßen Auftrag und evangelische Grundrichtung der Graf Recke Stiftung kon-



kret alltäglich handeln. **Diakonisches Profil als Aufgabe aller** verstanden ist aus meiner Sicht ein Zugewinn an individueller Freiheit und Verantwortung gegenüber mancher Fokussierung auf Leitungspersonen oder Strukturen, die sich in der Geschichte der Graf Recke Stiftung finden, es ist ein Zugeständnis an die besondere Kompetenz unserer Mitarbeitenden, ihr eigenes Handeln diakonisch zu profilieren und die konkrete alltägliche Umsetzung zunächst selber zu prägen. Eben dies stellt aber auch besondere Anforderungen an Führungskräfte als Kulturgestaltende, eine verbindende Haltung und gemeinsamen Geist zu finden, zu fördern, zu entwickeln. Anknüpfen kann die Frage nach dem diakonischen Profil gut an der Selbstbindung jedes Mitarbeitenden – wir stehen jetzt in der gemeinsamen Verpflichtung, im Miteinander, klassisch ausgedrückt »in der Dienstgemeinschaft«, das diakonische Profil sichtbar, erlebbar, attraktiv zu gestalten. Das ist Aufgabe und Verpflichtung aller Mitarbeitenden, haupt- und ehrenamtlich, gleichermaßen, nicht delegierbar an irgendjemand innerhalb oder außerhalb der Stiftung, untrennbar mit dem eigenen Arbeitsauftrag verbunden.

Doch ist diese Aufgabe gegenwärtig nicht einfach, das war es wohl noch nie, aber sie ist ebenso vielfältig und bunt wie die Handlungsfelder, in denen wir tätig sind, und die Menschen, für die wir tätig sind. Wir leben in einer Zeit, in der vieles sehr plural geworden ist. Es gibt nicht mehr den einen überzeugenden Lösungsansatz, einen von vielen getragenen Lebensentwurf, eine grundlegende Überzeugung, Weltanschauung, Religion, Konfession, auch und schon gar nicht in dem Umfeld, in dem wir uns als Graf Recke Stiftung bewegen. Zugleich leben wir aber auch in einem überaus vernetzten und dichten Miteinander. Damit ein friedliches Miteinander möglich ist, das den Einzelnen zur Entfaltung kommen lässt, braucht ein solches vernetztes und dichtes Miteinander Spielregeln, Werthaltungen, Überzeugungen. Konfession kann man auch mit Überzeugung übersetzen, es geht um gemeinsam geteilte, dem Miteinander und dem Leben dienliche Überzeugungen und Haltungen – in diesem Sinn ist es die Aufgabe eines gemeinsamen Dienstauftrages, solche hilfreichen gemeinsamen Überzeugungen zu entdecken, zu entwickeln, zum Tragen zu bringen. Das nun ist klassisch Führungs- und Leitungsaufgabe, Führungskräfte sind Kulturtreiber.

Info



Diakonischer Kultur auf der Spur

Prof. Beate Hofmann aus Bielefeld möchte in einem Forschungsprojekt herausfinden, welche diakonische Kultur tatsächlich gelebt und verstanden wird. Dazu geht sie in Einrichtungen ins Gespräch mit Mitarbeitenden, hört hin, fragt nach. Sie möchte ein inneres Bild bei sich von dem entstehen lassen, was diakonische Kultur in der Graf Recke Stiftung ist, sie ist exemplarisch in zwei Altenhilfeeinrichtungen unterwegs. Sie geht ebenso bei anderen Trägern im Süden und Westen in Deutschland vor. Über die Ergebnisse werden wir hier berichten, sobald sie vorliegen.

Schluss: Unser diakonisches Profil – bestimmt entwickelt

200 Jahre nach dem Gründungsimpuls durch Graf Adelberdt von der Recke gibt es die Arbeit immer noch, die er angestoßen hat, verbunden mit seinem Namen und seinem Auftrag, Gott sei Dank. Sein christlicher Impuls wirkt fort und trifft uns bei unseren heutigen sozialen und diakonischen Herausforderungen. Noch immer gibt es Menschen, die in Not sind, Hilfe brauchen, auf andere angewiesen sind. Noch immer gibt es Menschen, die in besonderer Not sind, auf sie sind wir in unserer Graf Recke Stiftung gewiesen. Es ist gut, wenn wir uns in unserer Arbeit und unserem Miteinander verständigen, wie wir diesen Menschen gerecht werden, unsere Arbeit wirksam und förderlich sein kann. »Das Leben meistern«, dazu einen Beitrag zu leisten, für Klienten und Angehörige, ist eine sinnstiftende Aufgabe. Wir machen sie – im Horizont der Ewigkeit – jeden Tag aufs Neue. Das Bemühen um das diakonische Profil will dabei entlasten, unterstützen, fördern, es ist eine attraktive Aufgabe aller gemeinsam. Zugesagt ist uns, dass Gottes Segen auf der Arbeit liegt. //



Andachten zum Neujahrsempfang oder Einführungstag, Einführungsgottesdienste für neue Mitarbeitende oder Jahresschlussgottesdienst: Die Graf Recke Kirche ist und bleibt ein zentraler Ort der Stiftung.

Vor 20 Jahren...

„Äh, guck mal die da“

Jugendliche wehrt sich und läßt Haltestellennamen ändern

JUGENDHILFE • Ich war neu im Mädchenheim und mich hat ziemlich gestört, daß die Straßenbahnhaltestelle vor'm Haus „Mädchenheim“ heißt. Denn wenn ich ausgestiegen bin, dann kamen öfter abwertende Blicke. Oder Typen, die einen an-machten und sagten: „Äh, guck 'mal, die da kommt aus dem Heim“. Ich fand das nicht in Ordnung.“

Abschätzige Blicke

Die 17-jährige Stephanie Donaubaue-lebt seit rund zwei Jahren in einer Mädchengruppe im ehemaligen Mädchenheim in Ratingen. Als sie in die Wohngruppe aufgenommen wurde, gewöhnte sie sich zwar recht schnell an die anderen Mädchen und die Erzieherinnen. Aber nicht gewöhnen konnte sie sich an die abschätzigen Bemerkungen und Blicke, wenn sie aus der Straßenbahn stieg. Da die Haltestelle den Namen „Mädchenheim“ trug, wußte jeder Fahrgast sofort, wo sie lebte. Und mancher ließ seinen Vorurteilen freien Lauf.

„Ich hatte deswegen die Idee, den Namen der Haltestelle zu ändern“, erzählt Stephanie. „Zuerst bin ich zu allen anderen Mädchen im Haus gegangen und habe sie gefragt, ob sie das gut finden, daß die Haltestelle ‚Mädchenheim‘ heißt. Dann habe ich Unterschriften gesammelt. Ich hatte ein ganzes DIN-A4-Blatt mit Unterschriften gegen den Namen.“



„Aus ‚Mädchenheim‘ wurde ‚Gerhardstraße‘“. Die Umbenennung der Haltestelle vor dem ehemaligen Mädchenheim in Ratingen ist ein Erfolg von Stephanie Donaubaue. Sie hatte sich über den Namen geäußert.

Briefe, die etwas bewegten

Mit Hilfe ihrer Erzieherin Elke Kloppenburg schrieb Stephanie Donaubaue dann an die Rhein-bahn und an die Fraktionen im Ratinger Stadtrat und bat in einem „Bürgerantrag“ um Umbenennung der Haltestelle. Und anders als erwartet bekam sie nicht nur von den Parteien zustimmende Briefe, sondern auch ein Schreiben der Rheinischen Bahngesellschaft, in dem es heißt: „Sehr geehrte Frau Donaubaue, wir haben uns mit Ihrem Wunsch an die Stadt Ratingen gewandt und vorgeschla-gen, die Haltestelle in Gerhard-strasse umbenennen zu können...“ Und das geschah dann auch,

„Ich habe mich riesig darüber gefreut, weil ich das ja alleine in die Wege geleitet habe, und ich war stolz“, sagt Stephanie. Allerdings gibt es auch heute noch, wenn auch viel seltener, schräge Blicke. Natürlich weiß mancher orts-kundige Fahrgast, daß an der Haltestelle die Mädchen aus dem Heim aussteigen. Und einige Straßenbahnfahrer haben sich auch noch nicht so ganz an den neuen Namen gewöhnt, wie Stephanie erlebt hat. „Bei der Ansage der Haltestelle sagen manche noch ‚Mädchenheim‘ oder auch beide Namen: ‚Mädchenheim – Gerhard-strasse‘.“ Aber das stört Stephanie und die anderen Mädchen nicht mehr sonderlich.

Mädchenheim – so hieß noch Mitte der 1990er Jahre die Haltestelle in Ratingen an dem Ort, an dem bis dahin auch noch das Gebäude des Mädchenheimes Ratingen stand (Artikel auf Seite 10). Dann schrieb Stephanie Donaubaue einen Brief an die Stadt.

»Ich war neu im Mädchenheim und mich hat ziemlich gestört, dass die Straßenbahnhaltestelle vor'm Haus ›Mädchenheim‹ hieß, erzählte die damals 17-Jährige dem recke:in-Redaktionsteam im Frühjahr 1996. Bei ihren Mitbewohnerinnen in der Wohngruppe – das Heim als solches war damals schon aufgelöst – sammelte sie Unterschriften und schrieb einen Brief an die Stadt. Und tatsächlich wurde die Haltestelle in Gerhardstraße umbenannt!

Sozial? Kann ich! Und Du?

Die Graf Recke Stiftung gibt es seit 1822.
Heute kümmern sich hier 1.700 Mitarbeitende um
Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren mit
unterschiedlichem Unterstützungsbedarf. In allen
Bereichen kannst Du Dein FSJ machen – informiere
Dich unter www.graf-recke-stiftung.de/fsj

SOCIAL WORK
since
1822
GRAF RECKE STIFTUNG